



| | |
|---|-----------|
| Intro/Impressum | 5 |
| Juwel in der heutigen Kunstlandschaft | 6 |
| Lust am Figurativen | 10 |
| Von der Via Appia an den Main | 14 |
| Sanfte Landung am Biwasee | 16 |
| Nicht nur ein Meister der „Neuen Sachlichkeit“ | 18 |
| Artefakt | 20 |
| Die Stadt ist wie ein Buch | 22 |
| Vom kurzen Rock zur Entschleierung | 24 |
| Drucker gautschen ... Journalisten vereidigen. | 26 |
| Das Myzel der Gewalttätigkeit | 32 |
| Lichtblick | 34 |
| Sensationelle 94 Prozent | 36 |
| Short Cuts | 38 |

Beratung für Menschen mit Behinderung

wohnortnah


kompetent

kostenfrei

Terminvereinbarung:

 0931 7959-1349

 [beratung-eingliederungshilfe@
bezirk-unterfranken.de](mailto:beratung-eingliederungshilfe@bezirk-unterfranken.de)

 [www.bezirk-unterfranken.de/
beratung-egh/](http://www.bezirk-unterfranken.de/beratung-egh/)

Für weitere
Informationen:



Gut beraten – selbstbestimmt teilhaben



Bezirk
Unterfranken

Anzeige

Angelika Summa

sum@angelika-summa.de

Kunstraum **Heilsbronn**

14.5. - 15.10.23

„Stahl&Draht“

Kleine Galerie **Bad Waldsee**

2.7. - 27.8.23

„Zwischen Nadel,
Faden, Filz
und Webstuhl“

Galerie Netuschil

Darmstadt

13.8.-23.9.23

Werkforum

Plastische

Perspektiven

26.8. - 2.9.23

Skulpturenpark

Bad Salzhausen

ab 26.8.23

„Auf ganzer Linie“

**Gut Rödinghausen /
Menden**

mit Industriemuseum

Ausstellung mit Performance

26.8.- 22.10.23

„Grenzüberschreitungen -
Grenzgänger“ (BBK)

DR Fake Cabinet

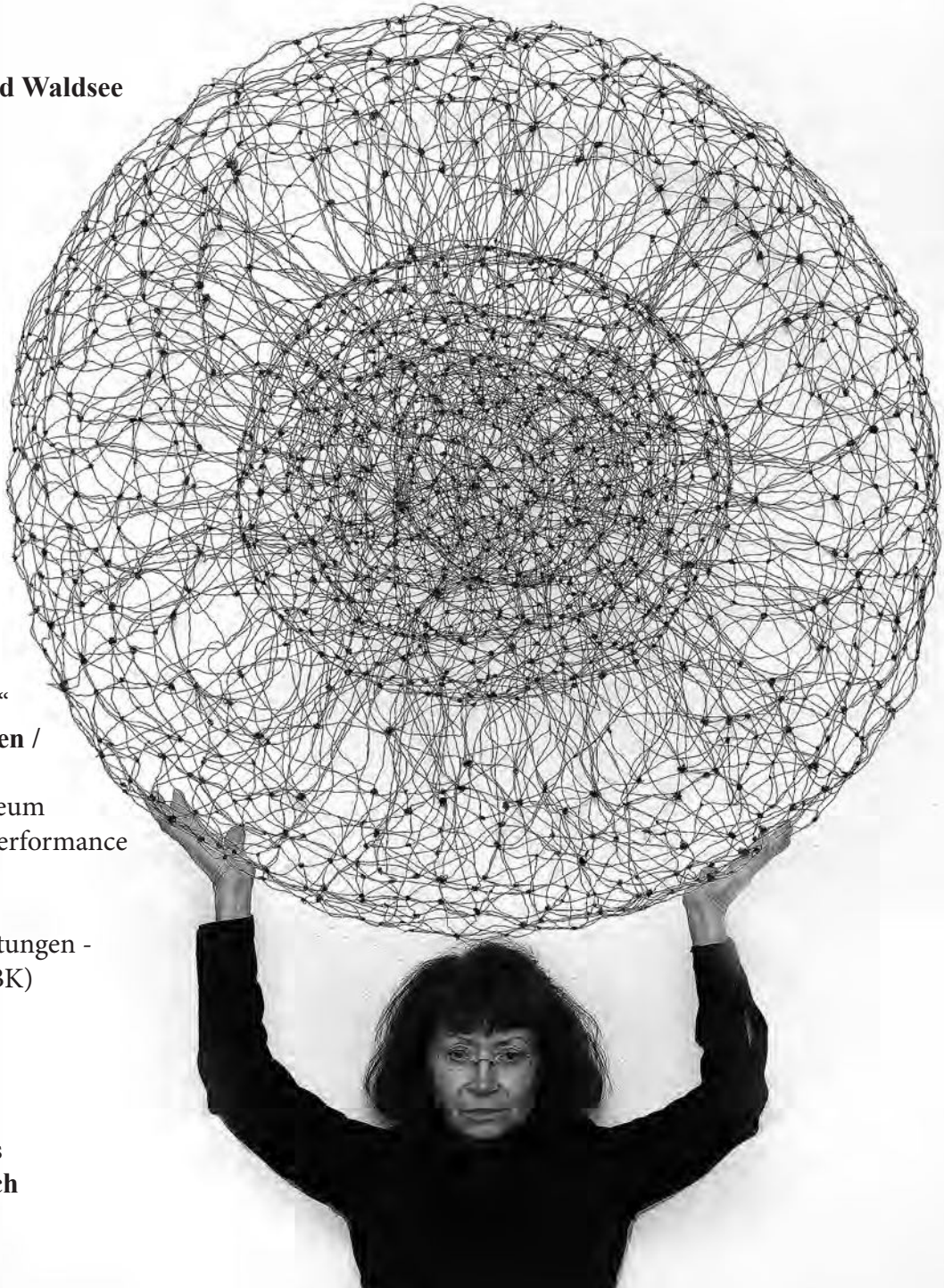
Turin / Italien

7.9. -7.10.23

Réalités Nouvelles

Paris / Frankreich

19.10. - 22.10.23





KUNSTHAUS MICHEL

.galerie

45

JAHRE

KUNSTHAUS MICHEL

Anzeige

Intro

Um zu wissen, was in der Welt wirklich los ist, muß man eigentlich nur die Rubrik „Leute“ in der SZ aufmerksam lesen. Wo sonst (also jenseits der entsprechenden Fachpresse) erfährt man, daß Jamie Dornan mit Robert Pattinson auch heute noch eng befreundet ist, obwohl er früher heftig auf dessen Erfolg eifersüchtig gewesen sei? Oder daß die barbadische Sängerin Rihanna auf Instagramm ein Foto gepostet hat, das sie beim Stillen zeigt? Oder daß der TV-All-Erklärer Harald Lesch in der Augsburgener Allgemeinen davor gewarnt hat, nach Außerirdischen zu suchen. Die könnten uns dadurch nämlich auch entdecken - womöglich schon in den kommenden zehn Jahren. Dann könnten wir an den Entdeckern zugrundegehen.

Uns sollte doch klar sein, daß Aliens auch nur Menschen seien. Und wie sind wir mit den Indios und den Afrikanern umgegangen? Gut, der Gedankengang ist nicht ganz neu. Den hatte bereits der englische Philosoph Francis Bacon (1561- 1626) aus der griechischen Antike in seine Sammlung von Sinnsprüchen (Apophthegmen) gerettet. Der Philosoph Bion von Borysthenes, von dem übrigens nur ein paar Sprüche überliefert sind, soll, selbst ein guter Ungläubiger, auf einer seiner zahlreichen Seereisen bei einem heftigen Sturm die Matrosen angewiesen haben, still zu sein; sie machten nur die Götter auf sich aufmerksam. Bei Bacon klingt das so: „Peace, let them not know ye are here.“ Moral: Wer an die Götter nicht glaubt, tut selbst in der Not besser daran, zu ihnen nicht zu beten.

Vielleicht sollten wir alle uns das zu Herzen nehmen, angesichts der vielen Katastrophen und Krisen, zumal es richtige Gläubige, die für uns beten könnten, dem Vernehmen nach kaum noch gibt. Shakespeare bringt in diesem Zusammenhang übrigens die nächste Eskalationsstufe ins Spiel: „Was Fliegen sind, den müß'gen Knaben, sind wir den Göttern; sie töten uns zum Spaß“ (Graf von Gloucester in Shakespeares „King Lear“).

Dürfen wir, unmittelbar vom Untergang, Ertrinken bedroht, dem Nächsten den ihn vielleicht rettenden Balken entreißen? Gewalttätige Selbsterhaltung ist nicht „unsträflich“, aber „unstrafbar“, sagt unser aller Kant; der sträflich Gerettete muß selbst mit seiner Schuld klarkommen. Angesichts all unserer Versäumnisse in puncto Klima, Ukraine-Krieg, Flüchtlingskrise usw. ist das ganz schön Sch...

Genießen Sie Ihren Strandurlaub! (Das ist nur ein bißchen „Vacation Shaming“, jeder hat das Recht auf etwas Erholung.)

Die Redaktion

nummereinhundertsiebzig

Herausgeber

Kurve e.V.

Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Herstellung

Rudolph Druck OHG

Londonstraße 14b

97424 Schweinfurt

Kontakt

nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien

Innere Aumühlstraße 15-17 • 97076 Würzburg

Tel.: 09 31 – 41 39 37 • mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.

Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],

Achim Schollenberger [as],

Eva-Suzanne Bayer, Renate Freyzeisen,

Frank Kupke [kup], Josef Kern,

Ulrich Karl Pfanschmidt, Rainer Greubel

Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe: Pantone 428 C.

Layout

Akimo

Anzeigenpreisliste 3.2019

Künstlerportfolio:

€ 150 Ganze Seite 246 x 186 (je 3 mm A.)

Gewerbliche Anzeigen:

€ 80 Viertelseite 100 x 77,5

€ 100 Halbe hoch 205 x 77,5

€ 100 Halbe quer 100 x 160

€ 200 Ganze Seite 246 x 186 (je 3 mm A.)

€ 250 Anschnitt/U4 246 x 186 (je 3 mm A.)

alle Maße: Höhe x Breite in mm (je 3 mm Anschnitt)

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 60 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft

Förderverein Kurve e.V.

€ 40 Jahresabonnement 10 x 1 Heft

€ 40 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft

€ 80 Förderabonnement 10 x 2 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.

Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate, wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Juwel in der heutigen Kunstlandschaft

Die Ausstellung „Secessionen. Stuck Klimt Liebermann“ in Berlin

Von Eva-Suzanne Bayer

München leuchtet. In üppigem Goldrahmen und auf Goldgrund präsentiert sich Pallas Athene von Franz von Stuck hochgerüstet und, wie es der Mythos will, mit einer Nike-Figur in der Rechten. Ihrem leicht süffisanten Lächeln und der Attitude einer Grande Dame läßt sich jedoch entnehmen, daß sie nicht nur auf dem Olymp zuhause ist, sondern auch in den Salons des 19. Jahrhunderts.

Auch Wien leuchtet. Die Pallas Athene von Gustav Klimt strahlt genauso golden wie die von Stuck; der Goldrahmen ist ein Jugendstil-Meisterwerk von Klimts Bruder Georg. Doch sie ist unerbittlicher, noch höher und natürlich in Gold geharnischt, trägt die „Nuda veritas“ (die nackte Wahrheit) in ihrer Rechten und ein faustgroßes, schillerndes Amulett der Medusa (in Gold) um den Hals, auf dem die Gorgo dem Betrachter, wie sie es immer tut, die Zunge herausstreckt. Was hier unmißverständlich heißt: Ihr Konventionellen, ihr gestriges Gewürm könnt mich mal! In unmittelbarer Nachbarschaft hängt Klimts „Judith“, auch sie im ornamentalen Hintergrund und im spärlichen Kostüm schwer goldlastig. Doch dazwischen schimmern viel nacktes Fleisch und ein



Lächeln, das zugleich Begehren und Furcht erweckt. Die kämpferische Heroine des Alten Testaments hat sich zur Femme fatale gemausert und beschreibt dadurch die Urangst des postfreudianschen Mannes. Der Rückgriff auf Antike und Bibel ist also nicht retrospektiv, sondern in den (damaligen) Zeitgeist uminterpretiert.

Und auch Berlin leuchtet. Freilich nicht wegen der Neigung seiner Künstler zum Gold, das zu einem Impressionisten und langjährigen Vorsitzenden der Berliner Secession Max Liebermann nicht gepaßt hätte. Vielmehr weil Stuck und Klimt sich hier in der Ausstellung „Secessionen. Klimt Stuck Liebermann“ in der Alten Nationalgalerie hautnah begegnen können. Bei der Gegenüberstellung der oben genannten Bilder kann man wohl erahnen, wie elitär, wie schönheits-trunken, wie modisch (und auch wie verkaufsfördernd) manche Secessionisten dachten und malten. Doch die Wahrheit über die zwischen 1892 und 1913 in Mün-

chen, Wien, Berlin und vielen weiteren Städten tonangebenden Künstlervereinigungen unter dem gemeinsamen Namen „Secession“ (Abtrennung, Auf-

Abb.: Gustav Klimt, *Judith*, 1901, Öl auf Leinwand, © Belvedere, Wien, Foto: Johannes Stoll

spaltung) steckt in den fast 200 Werken von rund 80 KünstlerInnen, die in 13 Themenräumen das Zentrum der Publikumsmagneten Stuck, Klimt und Liebermann umgeben. Hier zeigt sich die Vielfalt, das Bekenntnis zur Zeitgenossenschaft, die Offenheit für internationale Einflüsse, das Streben nach künstlerischer Qualität und individueller Handschrift, die die wegweisenden Ausstellungen und Publikationen der Secessionen zu Meilensteinen der Avantgarde machten.

Schon in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts brodelte es in der Kunstszene – zuerst in Frankreich. Eine junge Generation erkannte, daß sowohl die bisher beliebten historischen Schlachtenbilder und der akademische Malstil, wie auch die Ausstellungspolitik der riesigen, von älteren Herren jurierten Großausstellungen mit dem modernen Zeitgeist, dem Streben nach Freiheit und Gleichheit nichts zu tun hatten.

Im Getriebe des Kunstmarkts waren die in den 90er Jahren gegründeten Secessionen das Schmieröl. Aber sie gaben keine Manifeste heraus, schworen ihre Mitglieder nicht wie spätere Künstlervereinigungen auf gemeinsamen Stil oder verbindliche Inhalte ein. Mit

dem Ziel, dem Neuen Raum zu schaffen, schlossen sich zuerst in Paris, Brüssel, den Niederlanden und Glasgow junge Maler, Plastiker, z. T. auch Architekten und Kunsthandwerker zusammen. In Deutschland wurde 1892 zuerst und als Vorbild für die anderen in München die Secession gegründet, der Franz von Stuck vorstand, aber auch Lovis Corinth und Max Slevogt angehörten. 1896 folgte Wien mit Gustav Klimt, Kolo Moser, Joseph Maria Olbrich, Josef Hoffmann. 1899 kam Berlin mit Max Liebermann, Walter Leistikow, Käte Kollwitz, Lesser Ury dazu.

Neu wie das Bekenntnis zur Avantgarde war die Ausstellungspolitik. In eigenen Räumen sollte eine überschaubare Menge von Arbeiten vorwiegend junger Künstler in lockerer Hängung gezeigt werden. Das war die Gegenposition zu den damaligen Großausstellungen mit den bis zu tausend Werken umfassenden, dicht bei dicht gehängten Kunstschauen. Arbeiten von Mitgliedern der jeweiligen Secession wurden gezeigt, aber auch von eingeladenen Gästen von außerhalb wie der Franzose Auguste Rodin, der Norweger Edvard Munch, der Schweizer Ferdinand



Dora Hitz, *Kirschenernte*, vor 1905, Öl auf Leinwand, © Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie / Reinhard Saczevski



Max Liebermann, *Landhaus in Hilversum*, 1901, Öl auf Leinwand, © Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie / Jörg P. Anders

Hodler, der Schweiz-Italiener Giovanni Segantini, der Belgier George Minne oder die französischen Impressionisten und Postimpressionisten. Neben Aktualität und Qualität stand die Internationalität hoch im Kurs. Zwischen den lokalen Secessionen bestand ein enges Netzwerk. Es gab erste Wanderausstellungen, Publikationen, wie die „Jugend“ in München und „Ver sacra“ in Wien, die die jeweiligen Secessionen zu einer „Marke“ mit unverwechselbarer „Public Identity“ vom Briefkopf bis zum Plakat machten.

Die Ausstellungen entwickelten sich zu Publikumsmagneten: Über 50 000 Besucher kamen zu den jeweiligen Präsentationen. Man finanzierte sich über Mitgliedsbeiträge, Spenden, Mäzene und 10 % Verkaufsanteil bei den ausgestellten Werken. Weil oft fast die Hälfte der Exponate verkauft wurde, kam einiges zusammen. Mitglied, Ehrenmitglied oder „korrespondierendes

Mitglied“ konnten Künstler in mehreren Secessionen sein, die in ihrer Hoch-Zeit jeweils bis zu 100 Mitglieder zählten. Auch Frauen waren zu den Ausstellungen zugelassen, was eine Neuheit war. Doch nur in Berlin konnten sie ordentliche Mitglieder werden, Käthe Kollwitz sogar im Vorstand sitzen. In der jetzigen Ausstellung sind immerhin 14 Malerinnen vertreten. Weil sich die männlichen Kollegen oft zu schade für dieses Genre waren, konzentrierten sie sich oft auf Kinderbilder. Die großformatige „Kirschenernte“ von Dora Hitz, fulminant in den Bewegungen und den topfenden Lichtern, zeigt jedoch, daß Frauen auch für Großes geschaffen waren. Und in den Selbstbildnissen strotzten sie vor Selbstbewußtsein wie die Männer.

Waren sich alle auch in dem Ziel einig „Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit“ (so das Motto in Wien) zu verschaffen, so unterschieden sie sich doch

in einigen ihrer Statuten, wie in ihrer öffentlichen Wahrnehmung. Wien erschien vor allem dem Jugendstil verpflichtet. Es besaß zuerst ein eigenes Ausstellungshaus, das heute noch mit Klimts Beethovenzyklus und aktueller Ausstellungstätigkeit ein Publikumsmagnet ist. Durch Olbrich und Hoffmann spielten das Design sowie Möbel und Stoffe der späteren Wiener Werkstätten wichtige Rollen, Typographie und Plakatkunst sind exzellent vertreten. München, mit Franz von Stuck dem Symbolismus huldigend, erwies sich bald als freiheitsängstlich, jurierte Lovis Corinth's „Salome“ als unsittlich aus und vertrieb ihn und Max Slevogt nach Berlin. Die Berliner Secession, von Wilhelm II. als „Rinnsteinkunst“ verpönt, identifizierte sich vornehmlich mit dem Impressionismus Liebermanns, brachte aber als erste auch sozialkritische Themen auf wie „Die Fabrikarbeiterinnen“ und „Mittag“ von Hans Baluschek, „Das Altmännerhaus in Lübeck“ von Gotthardt Kuehl oder den bitterbösen „Katzenfresser“ von Elena Luksch-Makowski. Gerade das Prinzip, dem Neuen verpflichtet zu sein, führte dann zur Spaltung oder dem Ende der jeweiligen Secessionen.

In München blieb der Geschmack der Secessionisten
Anna Hillermann, Selbstbildnis im Atelier; um 1900, Öl auf Leinwand, Städtische Galerie im Lenbachhaus und Kunstbau München



Max Kurzweil, Dame in Gelb, 1899, Öl auf Leinwand, Wien Museum © Birgit und Peter Kainz, Wien Museum

eindeutig hinter dem Zeitgeist sitzen. Nach 1900 kam es – mit Ausnahme von Paul Klee – zu keinen nennenswerten Neuzugängen. Auch er ging bald an den Kreis um Wassilij Kandinskij verloren.

In Wien traten Gustav Klimt und seine Anhänger 1905 aus der Secession aus. Ab nun lag der Schwerpunkt auf dem Kunsthandwerk und der Konzentration auf auswärtige Künstler. Oskar Kokoschka schuf zwar noch ein Plakat für die Secession, wanderte dann als „Wilder“ nach Berlin ab. Im anfangs viel aufgeschlosseneren Berlin brachten die „Brücke“-Expressionisten und Emil Nolde Unruhe unter die vergreisenden Alt-Avantgardisten. 1910 spaltete sich die „Neue Sezession“ ab.

Nicht nur wegen seiner gerade in Berlin selten gezeigten Fülle an Gemälden und Zeichnungen von Gustav Klimt ist diese Ausstellung ein Juwel in der heutigen Kunstlandschaft. Sie macht mit qualitativ hochstehenden Künstlern und Künstlerinnen bekannt, die (noch) nicht in der ersten Linie der Wahrgenommenen stehen, es aber weidlich verdient hätten. Eine beflügelnde Entdeckungsreise! ¶

Bis 22. Oktober



Wolfgang Mattheuer, *Sisyphos im Rad*, 1975, Bronze, Stahlring, © YG Bild Kunst, Bonn 2023, Foto: Martin Uri, Frankfurt am Main

Lust am Figurativen

„Leidenschaftlich figurativ“ sind die Kunstwerke, die derzeit in der Kunsthalle Jesuitenkirche in Aschaffenburg beeindruckend

Von Renate Freyisen

Über 60 Bilder und Skulpturen aus der umfangreichen Sammlung Fritz P. Mayer repräsentieren die „Leipziger Schule“ der Kunstschaffenden der vormaligen DDR, ihrer Nachfolger und ihres Umkreises und damit den „kritischen Realismus“. Er prägt alle Künstler von Wolfgang Mattheuer über Werner Tübke und Bernhard Heisig, über Willi Sitte, Volker Stelzmann, Arno Rink, Ulrich Hachulla, Hubertus Giebe, Wolfgang Peuker, Günter Thiele bis zu den Jüngeren Michael Triegel und Johannes Rochhausen und andere. Auffällig ist dabei die Qualität ihrer oft altmeisterlich geschulten Malweise und die Anspielung auf historische Vorbilder und symbolische Verweise.

Ähnliche Positionen vertritt auch der Westberliner Johannes Grützke, der das riesige Wandgemälde in der Wandelhalle der Frankfurter Paulskirche schuf.

Praktisch alle ausgestellten Bildwerke, ob gemalt oder plastisch, befassen sich kritisch, mehr oder weniger verdeckt, mit Erscheinungsformen der Gegenwart. Während nach dem Zweiten Weltkrieg in Westdeutschland quasi als „Nachholbedarf“ nach dem Kunst-Rigorisismus der Nazizeit das Bestreben vorherrschte, sich frei abstrakt auszudrücken, verfolgte man in der DDR im Zuge des sozialistischen Realismus und seiner Verherrlichung des Arbeiter- und Bauernstaates die Linie des Gegenständlichen. Doch unter dem vordergründi-

gen Deckmantel der „staatstragenden“ Kunst konnte man auch Zeitkritisches verstecken. Beim genauen Betrachten fällt das heute durchaus auf. Besonders geeignet als Ausstellungsort erscheint Aschaffenburg durch die Bezüge zu Ernst Ludwig Kirchner und Christian Schad, die für Expressionismus und Neue Sachlichkeit stehen. Beide Stilrichtungen sind bei den Künstlern im Umfeld und der Nachfolge der „Leipziger Schule“ zumindest in Ansätzen vertreten. Daß nun der Unternehmer Fritz P. Mayer über 30 Jahre lang über 200 Werke figurativer Kunst aus Deutschland sammelte und gerne zeigt, hängt zusammen mit seiner Freundschaft zu Mattheuer und ist ein Glücksfall angesichts klammer öffentlicher Kassen. Gleich am Eingang der

Kunsthalle begegnet man der Plastik „Verstrickung“ von Mattheuer, weitere von ihm, wie „Sisyphos im Rad“ oder die Bronzen „Liebendes Paar“ sowie draußen im Hof „Maskenmann/Gesicht zeigen“ belegen, wie der Mensch an äußeren Zwängen leidet, wie er seine eigentlichen Gefühle verbergen will oder muß. Typisch für den Künstler aber sind seine Gemälde: In „Seltsamer Zwischenfall“ 1984 erblicken Besucher in einer bergab fahrenden Bahn den abgestürzten Ikarus – Symbolfigur für den nach Höherem, nach Freiheit strebenden Künstler – und in „Hinter den 7 Bergen“ sieht man im Rückspiegel eine Frau mit Luftballons über der Straße einen Hügel hinauf in den Himmel entschweben – ein Märchen, ein Traum von Freiheit,



Johannes Grützke, Monument der Tröstungen, 1971, Öl auf Leinwand, Foto: Galerie Schwind, Leipzig

eine Illusion? Auch auf anderen Bildern wird dies als vage Sehnsucht thematisiert, etwa bei den Straßen, die in der Landschaft des Vogtlands, der Heimat Mattheuers, irgendwohin führen; bei „Drei Männer betrachten den Mond“, einer Anspielung auf Caspar David Friedrichs Bilder, vermeint man vergebliche Erwartung zu sehen. Der Rückverweis auf historische Vorbilder und die von ihnen übernommene Symbolik findet sich vor allem bei Gemälden Michael Triegels. Er spielt mit der vordergründigen Schönheit der altmeisterlichen Maltechnik und den hintergründigen Zitaten aus der Kunstgeschichte, die ein solches Äußeres in Frage stellen, in ihrer Kombination aber eine ambivalente Einheit bilden. So ist sein „Narziß“ ein selbstironisches Bild einer Kunstfigur durch die vielen symbolischen Verweise: Der schöne Jüngling, ein Torso einer Marmorstatue, gefesselt auf einem Stuhl, ist umgeben von kunstgeschichtlichen Bild-Zitaten, die auf Vergängliches hindeuten, und das strenge Selbstporträt 2016 scheint aus der Renaissance zu stammen, während die „Grable-

gung“ mit dem toten Christus im grünlichen Leichen-Inkarnat und den ihn umgebenden eher „lebendigen“ Gestalten zeigt, daß heute in der Gesellschaft eine andere, säkulare, selbstbezogene Sichtweise vorherrscht. Ganz anders Willi Sitte, bekennender Kommunist und als Spitzfunktionär der DDR nicht unumstritten. Er orientierte sich anfangs an Picasso, malte aber keineswegs nur gefällig zur Glorifizierung des ostdeutschen Staates; ihn beeinflusste auch Karl Hofers „Rufer“ bei den „Rufenden Frauen“ und dem „Massaker II“ beim Thema der Vernichtung von Lidice durch die Nazis, eine Darstellung, die der Parteiführung wenig zusagte; der Expressionismus prägte schon sein „Warschauer Paar 1943“ mit dem Ausdruck von Schmerz, Verzweiflung und Aufbegehren, und gerade bei der Darstellung nackter Körper spürt man ab den 60er Jahren die innere Expressivität, sein Aufgewühltsein im unruhig heftigen Strich. Auch ein Torso von Werner Stötzer erinnert an die Verletzung des Körpers und damit des Lebens. Von Werner Tübke, dem prominenten Vertreter der „Leipziger Schule“, gibt es als „Frucht“ seiner von der Partei finanzierten Rußland-Reise den keineswegs glücklich wirkenden „Usbekischen Bauern“. Hinter dem transparenten Vorhang leicht verwischt zu sehen ist von Arno Rink der provozierend lässige „Sitzende Akt“ nach einem Skandalgemälde von Gustave Courbet; sein „Mittag auf dem Felde“ soll zufriedene Bauern 1968 zeigen, aber sein surreales „Narrenschiff“ von 1981 läßt ahnen, wie es hinter der glatten Fassade des magischen Realismus brodel.

Johannes Rochhausen aus Leipzig, Jahrgang 1981, malt düstere Interieurs, hohe Räume mit großen Fenstern und deprimierendem Ausblick, ohne Menschen, aber mit einem schlafenden Hund auf dem Bett. Ein weiterer prominenter Leipziger war Bernhard Heisig. Sein großes Bild „Der Maler und sein Thema“ 1977-79 zeigt das unausweichliche Grauen des Krieges hinter dem Kopf des Künstlers.

Bei Volker Stelzmanns Triptychon „Berliner Nacht“, 1989, ist das bedrückende Thema die Einsamkeit, die Isolation der puppenhaften Personen trotz ihres gemeinsamen Auftretens in der Stadt. Auch Hubertus Giebes „Aufbahrung“ verstört durch die Absage an menschliches Miteinander und Mitleiden. Die Apsis der Kunsthalle aber wird beherrscht von Gemälden des exzentrischen Johannes Grützke: Oben wird das Rondell eingefasst von einem Fries mit Figuren von Babys in irritierend seltsamen Aktionen, welche die bekannten barocken Putti zitieren und gleichzeitig ad absurdum führen. Darunter angeordnet sind größere Gemälde von Menschenfiguren, meist Selbstbildnisse des Künstlers bei seiner Tätigkeit. Auch sein großformatiges Ölbild „Monument der Tröstungen“ zeigt in



Michael Triegel, Narziß, 2000, Acryl und Öl auf Hartfaser,
Foto: Ricarda Roggan, Leipzig



Arno Rink, Das Narrenschiff, 1981/82, Öl auf Hartfaser, Foto: Martin Url, Frankfurt am Main

glatter Malweise nur immer ihn selbst in weißem Hemd und schwarzer Hose. Nicht vergessen sollte man beim Besuch auch die unter den Arkaden im Hof stehende monumentale Bronze „Großer trauernder Mann“ von Wieland Förster, Erinnerung an die Bombennacht 1945 in Dresden, die er als 15jähriger miterlebte; die Plastik aber wurde in seiner Heimatstadt nicht geschätzt; nun wird das Werk dank der Schenkung des Sammlers

in Aschaffenburg Beachtung finden. Es ist jedenfalls wesentlich anrührender als der erste Entwurf für das „Buchenwald-Denkmal 1952“ von Fritz Cremer. All diese Beispiele figurativer deutscher Kunst zeugen von der kritischen Beschäftigung mit Strömungen der Gegenwart. ¶

Bis 14. Januar 2024

Von der Via Appia an den Main

Skulpturen von Gil Topaz im Marktheidenfelder Franck-Haus

Text und Foto: Frank Kupke

Daß die griechisch-römische Antike mehr sein kann als Prüfungsstoff für angehende Archäologen und Philologen, belegt auf anschauliche Art und Weise der in Marktheidenfeld (Lkr. Main-Spessart) aufgewachsene Künstler Gil Topaz mit seiner aktuellen Ausstellung „Die Appia-Figuren“ im Franck-Haus in seiner Heimatstadt.

Auf drei Etagen erwarten einen hier die auf so berückende Weise stummen und dennoch durch künstlerische Mittel so beredten Skulpturen von Topaz. Im Erdgeschoß sind es Ganzkörperfiguren und auf dem Boden ruhende Köpfe, im Obergeschoß sind es Serien von aus Stein gefertigten Häuptionen, und im Untergeschoß sind es wieder stehende Statuen. Abgesehen vom Erdgeschoß, wo die Kunstwerke locker und frei im Raum ihren Platz

finden, präsentieren sich sowohl die Köpfe wie auch die Ganzfiguren mit einer auffälligen Strenge. Im Erdgeschoß erinnern die Figuren durch ihre gleichartige Ausrichtung ein wenig an die Terrakotta-Armee des ersten chinesischen Kaisers, während die Köpfe im Obergeschoß etwas von einer Ahnen- oder Ehrengalerie à la Walhalla haben.

Einschlägigen Berichten zufolge will der Künstler, der in Rom studiert hat, von der Via Appia und von den dort zu findenden antiken Skulpturen zu diesen Werken angeregt worden sein. Das mag schon sein. Doch belegt das nur, daß die Aussage eines Kunstwerkes weder aus seiner Genese noch aus den Inspirationen seines Urhebers zu erklären ist. Vielmehr zeigen die „Appia-Figuren“ von Topaz, daß der Gehalt eines Werkes das Ergebnis eines dynamischen Prozesses zwischen dem

Gil Topaz: „Tufilla“



in einer wie auch immer gearteten Tradition eingebundenen Kunst wollen des Künstlers einerseits und dem vorgefundenen Material andererseits ist, das freilich auch seinerseits wiederum historisch geprägt ist. Denn tatsächlich ist die real existierende Via Appia bei all ihrer Vergänglichkeit und Statuarik à la Topaz, zu der sie unter anderem anregen mag, doch vor allem ein Ort, wo sich Gegenwart und Vergangenheit auf landschaftlich heitere, ja pittoreske Art und Weise begegnen.

Denn wie sich hier der Duft der Pinien mit dem Zirpen der Zikaden, der brütenden Sommerhitze und den wie selbstverständlich herumstehenden prachtvollen Ruinen mischt, das alles hat großen, mediterranen Charme und ist vielmehr eine lebendige Vergewärtigung

als eine Galerie längst Verblichener. Andererseits ist es einfach beeindruckend, mit welcher Kraft und Konsequenz Gil Topaz sein Konzept und seine Vision von seiner Via Appia in die künstlerische Realität umsetzt. Die statuarischen Eichen-Figuren traktiert er mit waagerechten Schraffuren – sogar Feuer soll zum Einsatz kommen –, bis aus römisch inspirierten Figuren die Holz gewordenen Geister einer imaginären, ägyptisch angehauchten Nekropole werden.

So kann man diese Paraden und Spaliere aus Häuptionen und Leibern sicher lesen. Ein anderer Besucher mag anderes darin sehen. Die Ausstellung soll sehr gut besucht sein, ist vor Ort zu erfahren. Das ist angesichts ihres die Phantasie anregenden Charakters durchaus verständlich. ¶

Bis 17. September



STAATLICHER

Hofkeller

WÜRZBURG

SEIT 1128



Wer genießen kann,
trinkt keinen Wein mehr,
sondern kostet
Geheimnisse.

Salvador Dalí

Freuen Sie sich auf **genussvolle Momente**, auf **inspirierende Begegnungen** und **stimmungsvolle Events** rund um den **Wein** in unserem **4557 m² Kellerlabyrinth**.



STAATLICHER HOFKELLER WÜRZBURG

RESIDENZPLATZ 3 | 97070 WÜRZBURG | T: 0931 30509 27

www.hofkeller.de

Sanfte Landung am Biwa-See

Arbeiten von Naomi Okamoto im Würzburger Siebold-Museum

Text und Fotos: Frank Kupke



Naomi Okamoto: „Boot auf dem Biwasee bei Vollmond“

In nächtlicher Dunkelheit zeichnen sich die scharfen schwarzen Umrissse von fünf Vögeln vor dem Firmament ab. Sie setzen zur Landung auf dem See an, dessen Oberfläche in eine leichte Bewegung versetzt ist, die sich in der Atmosphäre fortsetzt. Am Himmel steht ein kleines Gestirn, es ist wohl der Mond, das die Ankunft der Vögel bescheinigt. Im fahlen Licht ist

ein fernes Ufer zu erkennen. Mit selbstverständlicher Unaufgeregtheit vollzieht sich das ruhige Geschehen in einem unbekanntem Land.

So oder ähnlich ließe sich beschreiben, was auf einem der 80 Kunstwerke zu sehen ist, die derzeit im Würzburger Siebold-Museum gezeigt werden. Geschaffen hat die Werke Naomi Okamoto. Die 1951 in Tokio ge-

borene und seit 1976 in Münster lebende Künstlerin zeigt hier Werke in Farbe und Tusche sowie anderen Techniken auf erlesenem Trägergrund, die sich alleamt mit der japanischen Tradition von Darstellungen des Biwa-Sees auseinandersetzen. Der übergeordnete Titel der Ausstellung „In Fluss – Natur wie Geschichten – Biwa-See Impressionen“ weist darauf hin. Der Biwa-See steht gleich in mehrfacher Hinsicht mit Würzburg in Beziehung. Zum einen liegt am Süzipfel des Sees Würzburgs Partnerstadt Otsu. Zum anderen hat der Würzburger Schriftsteller Max Dauthendey eine Sammlung von Erzählungen verfaßt, die an eben diesem See spielen. Sie trägt den Titel „Die acht Gesichter vom Biwa-See“. Und auch das ist ein Hinweis auf jene besondere Relevanz des Biwa-Sees für die japanische Kultur. Denn künstlerische Darstellungen verschiedener Naturstimmungen des Sees haben im ganz wörtlichen Sinne geradezu kanonische Bedeutung in Japan.

Seit dem 15. Jahrhundert wurden in Anlehnung an die ältere chinesische Tradition der Darstellungen „Acht Ansichten von Xiaoxiang“ in Japan die „Acht Ansichten des Biwa-Sees“ erschaffen. Die acht Darstellungen bilden einen Kanon, der – formal-funktional entfernt vergleichbar den Darstellungen der 14 Kreuzwegstationen im europäischen Kontext – wurde in der japanischen Kunstgeschichte immer wieder aufgegriffen und variiert. Die Referenz-Serie schuf Hiroshige (1797 – 1858). Hiroshiges Darstellungen hatten ursprünglich keine künstlerische Funktion, sondern waren Andenken für die Besucher des Biwa-Sees. „Es waren Mitbringsel für Touristen“, so der Gründer der Siebold-Gesellschaft Wolfgang Klein-Langner.

Erst durch europäische Sammler, darunter der Namensgeber des Museum Philipp Franz von Siebold (1796 – 1866), wurden derartige Darstellungen als Kunstwerke betrachtet. Hiroshiges „Acht Ansichten“ waren und sind bis heute sehr populär. Von ihnen sind Dauthendey's erzählerische Fiktionen inspiriert, die zweifelsohne zu den reinsten Ausprägungen des literarischen Impressionismus zählen. Vor diesem Hintergrund sind Okamotos Arbeiten zu sehen. Zum einen schafft die Künstlerin eine eigene Variante der gleichsam klassischen „Acht Ansichten“. Zum anderen knüpft sie dann direkt an Dauthendey's Erzählungen an und läßt aus der bildnerischen Naturlyrik eine Liebesgeschichte in den Wolken entstehen, bevor sie in einem dritten Teil („In Fluss“) ganz frei imaginäre Bilderwelten schafft. Hierzu gehört auch jenes Kunstwerk, dessen Schilderung zu Beginn dieses Textes versuchsweise in Angriff

genommen wurde. „Hier hat alles eine symbolische Bedeutung“, erläutert Klein-Langner, der darauf hinweist, daß es sich bei den Schilfblättern, die immer wieder in den Darstellungen geradezu dramatisch die Bildebene durchkreuzen, stets um drei solcher Blätter handelt. Die Zahl 3 steht in Japan für eine ganze Fülle an Bedeutungsebenen, und es sind allesamt positive. Doch wofür die drei Schilfblätter genau stehen – jenseits eines traditionell vorgegebenen Kontextes –, das ist letztlich eine Sache der Phantasie und des Assoziationsvermögens des Betrachters. Und das gilt sicherlich auch für die fünf Wildgänse – denn um solche Vögel handelt es sich –, die des Nachts auf dem Biwa-See – denn um diesen See handelt es sich natürlich – zur sanften Landung ansetzen. ¶

Bis 24. September

Naomi Okamoto: „Biwasee“



Nicht nur ein Meister der „Neuen Sachlichkeit“

Zwei neue Publikationen zu dem Künstler Christian Schad

Von Josef Kern

Kein in Mainfranken tätiger Künstler des 20. Jahrhunderts hat international mehr Anerkennung erfahren als der ab 1943 in Aschaffenburg wirkende Christian Schad (Miesbach 1894 - Stuttgart 1982). Als die Stadt Aschaffenburg von dessen Witwe Bettina Schad (1921 - 2002) den künstlerischen Nachlaß von annähernd 3200 Werken inklusive Zeichnungen und Druckgraphik, das gesamte private Archiv, die Bibliothek sowie die Ausstattung des Hauses im nahen Keilberg erbt, wurde sogleich die Chance erkannt, daraus ein für die Metropolregion Frankfurt a. M. einzigartiges Museum entstehen zu lassen. Bereits zwei Jahre zuvor wurde die Christian-Schad-Stiftung gegründet, deren Ziel es ist, die Kenntnis des gesamten Werks zu fördern und seine öffentliche und wissenschaftliche Erschließung zu ermöglichen.

Wie perfekt dieses Ziel umgesetzt wurde, können Kunstfreunde seit 2021 im Christian Schad Museum im Zentrum Aschaffenburgs bestaunen: Der Protagonist der „Neuen Sachlichkeit“ wird auf drei Etagen mit einer sehenswerten Gesamtschau gewürdigt, die auch sein reiches Schaffen vor und nach dieser Kunstrichtung der 1920er Jahre dokumentiert. Ein 96 Seiten umfassender Band aus der Feder des früheren Museumsdirektors Thomas Richter (mittlerweile Leiter des Herzog Anton Ullrich-Museums in Braunschweig) liefert einen kompakten Überblick über Leben und Werk.

Er schlägt chronologisch geordnet einen Bogen vom Einzelgänger mit großbürgerlichen Attitüden – der Vater war Geheimer Justizrat in München – über die Flucht in die Schweiz, um dem Einsatz im Ersten Weltkrieg zu entgehen – bis hin zur späten Anerkennung ab 1970, als ihn Ausstellungen in London, Paris, Mailand und Berlin einem internationalen Publikum bekannt machen. Im Schweizer Exil war Schad maßgeblich an der Dada-Bewegung betei-

ligt, 1918 fand er für sich in Genf die Fotografie ohne Kamera, deren Ergebnisse nach ihm „Schadographie“ genannt wurden. Präzise beschreibt der Autor Schads Aufenthalt in Italien, wo er sich an der Maltechnik der Renaissance-Meister orientierte. 1928 ging er nach Berlin, studierte das mondäne Großstadtleben; es entstehen Werke wie das Bildnis des „rasenden Reporters“ Egon Erwin Kisch (Hamburger Kunsthalle), die extrem intime Darstellung der „Freundinnen“ (Privatbesitz) sowie das die „neue Frau“ präsentierende Bildnis der im Caféhaus „Camel“ rauchenden „Sonja“ (Neue Nationalgalerie, Berlin). Weitere Kapitel betreffen die Entscheidungen des Künstlers während der Nazizeit (seit 1933 Mitgliedschaft in der NSDAP, Teilnahme an einer Ausstellung im „Haus der Deutschen Kunst“ 1937, das Ausweichen in den Beruf des Geschäftsführers eines Berliner Brauerei-Depots).

Für das Leben und Schaffen Schads entscheidend war das Treffen mit seiner späteren Frau, der Schauspielerin Bettina Mittelstädt, die dafür sorgte, daß der Besitz aus dem kriegsbeschädigten Berliner Atelier nach Aschaffenburg transportiert wurde. Den Abschluß der handlichen Publikation behandelt Schads Ringen um den Anschluß an das Kunstgeschehen nach Ende des Zweiten Weltkriegs.

Mit 656 Seiten erheblich umfangreicher ausgefallen ist Richters zwei Jahre zuvor erschienene, ebenfalls an der Chronologie sich orientierende zweibändige Untersuchung, die weniger an ein breites, denn an ein Fachpublikum gerichtet ist. Ausführlich erläutert werden Ziele und Strategien des Künstlers in ihrem Kontext zwischen Erstem Weltkrieg, Weimarer Republik, NS-Diktatur und deutscher Nachkriegszeit. Angesichts des umfangreichen Textes mit 2259 (!) Anmerkungen und 783 Abbildungen sowie 37 Seiten Anhang mit Literatur-, Orts- und Personenverzeichnis mag man kaum glauben, daß, wie Richter bescheiden vermerkt, eigentliches Ziel der Publikation sei, „zukünftiger Forschung ver-

wertbare Informationen an die Hand zu geben“. Daß durch die Auswertung des Nachlasses inklusive der umfangreichen, viele Bände zum Thema Okkultismus umfassenden Bibliothek der Absicht Schads, als „voraussetzungsloser Epochenkünstler“ in die Geschichte einzugehen, widerspricht, relativiert Richter: „Eine kritischere Öffentlichkeit und der Fortschritt interdisziplinärer Ansätze in der Kunstwissenschaft fordern und ermöglichen heute (...) einen differenzierteren Blick.“ Aus Monographien und Ausstellungskatalogen weiß man viel über Schads populärste Schaffensphase der 1920er Jahre, die allgemein der „Neuen Sachlichkeit“ zugerechnet wird. Richter vertieft anhand im Nachlaß vorhandener Quellen unser Wissen nicht allein über diese Richtung, sondern gleichermaßen über den Umgang des Künstlers mit Themen wie die „Typisierung des Weiblichen“, „Erotisches und Anderes“, männliche und weibliche Homosexualität, aber auch über Okkultismus, die Erstellung von Horoskopen und „Völkische Esoterik“.

Erheblich ausführlicher als im populärwissenschaftlichen Führer schildert Richter die Vita des eigenwilligen Künstlers zwischen unbeschwerter Kindheit und Jugend bis hin in die letzten Lebensjahre. Obwohl Schad und, ganz in seinem Sinne, seine Frau Bettina alles daran setzten, die Geschehnisse der Jahre zwischen 1933 und 1945 zu relativieren, belegt der Band eindrücklich, wie der Künstler während der Nazidiktatur keineswegs nur als Leiter einer Bierniederlassung aktiv war, sondern durchaus an Ausstellungen teilnahm, zahlreiche Porträts lieferte und Einnahmen aus dem Verkauf von Bildrechten generierte; so erschienen etwa 1938 das Porträt eines Hitler-Jungen auf dem Titel der Zeitschrift „Blatt der Hausfrau“. Bereits 1935 signalisierte Joseph Goebbels Kaufinteresse an Schads Porträt „Magdalena“. Richter hält es für „wahrscheinlich“, daß es in den Besitz des Propagandaministers gelangte, obwohl es dazu „keinerlei Angaben im Bestand des Archivs“ gibt. Dazu weiter: „Die über Jahrzehnte wieder und wieder redigierten, mit Blick auf Medien und Nachwelt korrigierten biographischen Konstruktionen des Künstlers schweigen sich über seine tatsächlichen Strategien in der Zeit des NS-Regimes aus.“ Folglich verlagere sich „die Haltung Schads von der Seite eines gesellschaftlichen Opportunisten und völkischen Schwärmers auf jene eines ideologischen Befürworters und Unterstützers des Regimes“. Richter merkt zu diesem Komplex an: „Schads Strategie, sich 1947 als Verfolgter und kuragierter Helfer im NS-System zu gerieren, erscheint heute als Bürde

dieses Charakterbilds.“ Zuvor beleuchtet er den 1943 von der Stadt Aschaffenburg erteilten Auftrag, Grünewalds „Stuppacher Madonna“ von 1515/17 zu kopieren. Aschaffenburg, zunächst als Provisorium gedacht, sollte dann dauerhaft zur neuen Heimat werden.

Erst gegen Ende seines Lebens erfuhr Schad die ersehnte breite Aufmerksamkeit. 1965, zum 70. Geburtstag, kam es in Frankfurt zu einer Gesamtschau, zu der ein Kritiker anmerkte, es mangle den neuen Arbeiten „an der Kraft der älteren Werke“ – eine Auffassung, die bis heute von nicht wenigen geteilt wird. So nimmt es kaum Wunder, daß Schad – wie das Thema „Kinderfrauen“ zeigt, Rückgriffe auf sein Schaffen der 1920er Jahre vornahm, das nun, nach den oben erwähnten Ausstellungen, das Interesse des Kunsthandels und in Sammlerkreisen fand. Dadurch wurde der Künstler in die Lage versetzt, Ferienhäuser am Lago Maggiore und auf Teneriffa zu erwerben. 1975 wurde Schad Ehrenbürger seines Wohnortes Keilberg, 1980 erhielt er eine Ehrenprofessur des Landes Berlin und schließlich das Bundesverdienstkreuz. Dazu fragt Richter rhetorisch, ob dies „eine gelungene Pointe für den gewesenen Dadaisten oder eine sehr späte Genugtuung für sein bürgerliches Ego“ gewesen sei.

Band 2, „Bildlegenden und Texte“, wirft einen Blick auf den schreibenden Künstler: Schad verfaßte als umfassend gebildeter und interessierter Literat in Jahrzehnten zahlreiche Texte zur Kunst sowie Kurzgeschichten und Gedichte, esoterische und okkultistische Studien, die – in Auswahl vorgestellt – einen neuen Zugang zu seinem bildkünstlerischen Schaffen eröffnen. Erstmals kommen die eigenen, 1976/77 datierten Interpretationen seiner Hauptwerke, die 54 „Bildlegenden“, vollständig zum Abdruck; sie waren für ein Buchprojekt gedacht, von welchem Schad sich jedoch zurückzog. ¶

Thomas Richter
Christian Schad,
Wienands kleine Reihe der Künstlermonografien,
Köln 2022;

Thomas Richter:
Christian Schad,
Künstler im 20. Jahrhundert, 2 Bände,
herausgegeben von der Stadt Aschaffenburg,
Petersberg 2020.



Artefakt

In Science Fiction Filmen tauchen solche Artefakte urplötzlich auf. Völlig unvorbereitet stößt man auf das Gebilde am Rand der kleinen Straße von Althegnenberg nach Hörbach, im Regierungsbezirk Oberbayern, welcher für so manchen Unterfranken sowie so den Charakter einer unbekannteren Galaxie innehat. Nun sind es keine Lichtjahre bis dorthin, aber immerhin von Würzburg ein paar Hundert Kilometer.

Ist es das Tor zu einem Paralleluniversum? Materialisiert man sich nach dem Durchschreiten ganz woanders? In der Maxvorstadt von München, vor der Universität in Rom, oder in den Hügeln von Volterra? Auch dort steht oder stand ein monumentaler Ring. Wahrscheinlich sind es nicht die einzigen. Kein Hinweis ist an dem markanten Monument im Feld zu finden, kein Name zielt das glänzende Metall, kein Schild verkündet Herkunft und Schöpfer.

Ergründen wir also das Geheimnis und tauchen in die unendlichen Weiten des Internets. Die Spur führt dort – nach einigem surfen auf Datenströmen in den digitalen Welten – zurück ins Jahr 2002.

Eine kleine Gruppe Erdenbürger hatte sich damals ein großes, dorf- und bezirksübergreifendes Projekt ausgedacht um ihre Heimat wieder wahrnehmbar zu machen. Die Bewohner ließen eine Art Dorfkultur entstehen. Entlang der Verbindungswege zwischen den nahe beisammen liegenden Dörfern entstanden 25 Großobjekte als Einzelschöpfungen oder Gemeinschaftswerke, von Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen, begeisterten Laien und ambitionierten Kunstschaffenden. Sie sollten von September 2002 bis März 2003 auf die neue „HofmarkART“ aufmerksam machen.

Ob es damals gelungen ist? Immerhin hat der Ring seine geheimnisvolle Aura bis heute bewahrt. ¶

P.S. Die Ringskulpturen in München und Volterra stammen von dem italienischen Bildhauer Mauro Staccioli (1937-2018).

Text und Foto: Achim Schollenberger



Das Würzburger Weinbergshäuschen, am südlichen Ortseingang von Würzburg, an der B 13 nach Randersacker

Die Stadt ist wie ein Buch

30 Jahre Tag des offenen Denkmals

Text und Foto: Angelika Summa

Der Tag des offenen Denkmals wird seit 1993 bundesweit durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz koordiniert, er jährt sich also heuer zum 30. Mal. Traditionsgemäß findet er am zweiten Sonntag im September statt, das ist 2023 der 10. September. Dieses Jahr steht er unter dem umfassenden Motto „Talent Monument“. Denn Denkmal-Talent kann alles mögliche sein, das Allein-

stellungsmerkmal besitzt, es können Baudenkmale oder Landschaftsdenkmale sein oder traditionelle handwerkliche Techniken oder auch immaterielles Kulturerbe. Gemäß diesem Motto richtet sich der Blick „nicht nur auf die großen Stars, deren strahlende Begabungen mühelos aus der Menge stechen, sondern auch auf die kleinen Sternchen, die unscheinbaren Teilnehmer, deren Persönlichkeiten erst auf den zweiten Blick auffal-

len“, wie es beinahe schon poetisch in der Presseinformation zum Festtag heißt.

Das Motto paßt gut zu Würzburg. Die Stadt hat leuchtende Stars wie die Residenz, das Falkenhaus, die Festung, ihre Brücken und vieles mehr, aber aufgrund ihrer langen, wechselhaften und auch leidvollen Geschichte hat Würzburg auch einige Denkmale mit unscheinbarem Äußeren, aber immanentem, individuellem Wert. Weil sie nicht im Scheinwerferlicht stehen, finden sie erst auf den zweiten Blick Beachtung.

Das weiß besonders Dr. Hans Steidle. Würzburgs Stadtheimatpfleger hat auf der Pressekonferenz zum Tag des offenen Denkmals 2023, die unter der Leitung von Baureferent Benjamin Schneider stattfand, auf die „zwei Gesichter“ Würzburgs hingewiesen. Steidle führt die Interessierten bei seinem 90minütigen Rundgang (jeweils um 10 und um 15 Uhr) von der Neubaustraße zur Neumünsterkirche, um den „historischen Monumenten in einer alten Stadt“ nachzuspüren, die nach der Zerstörung 1945 und dem Wiederaufbau ein architektonischer Bruch kennzeichnet: Im Gegensatz zu früher stimme hier die Geschoßhöhe des Hauses nicht mehr, dort fehle dem Renaissancegebäude der entsprechende Giebel. In einer Stadt könne man lesen wie in einem Buch, meinte Steidle.

Würzburgs geschichtskundiger Stadtrat Willi Dürnagel leitet die Besuchergruppe um 13 Uhr durch den ältesten Stadtteil Würzburgs, das Mainviertel, und erläutert die Historie u. a. von Spitäle, Fischerzunft, Umlaufkanal und Burkarder Kirche (Dauer 90 Min.). Unweit des Spitäle steht in der Oberen Zeller Straße ein bemerkenswertes Gebäude, das Zeller Torhaus oder die Torwache. Der klassizistische Kuppelbau wurde 1815 erbaut. Seit 1998 wird es von der Russisch-Orthodoxen Gemeinde genutzt; die 45minütigen Führungen um 13 Uhr und um 15 Uhr leiten Sofia Khorobrykh und Pfarrer Vladimir Bayanov.

Durch Heidingsfelds letzten noch existierenden Bierkeller, den 1810 oder 1812 erbauten historischen Ehlerskeller, führen Heinz Saueracker und Heinz Braun (jeweils um 10.30 Uhr und 13 Uhr, Dauer 45 Minuten). Wer an der Besichtigung des Ehlerskellers, der im Krieg als Luftschutzkeller genutzt wurde, teilnehmen möchte, sollte festes Schuhwerk und eine Taschenlampe mitbringen.

Die malerischen historischen Stadtmauerwehrgänge bzw. Brücken „Speierloch“ und „Döle“ in Heidingsfeld kann man mit Stefan Rettner um 14 Uhr und um 15.30 Uhr (Dauer: 60 Min.) besichtigen. Das Speierloch wurde im Zuge von ISEK (Integriertes städtebauliches Entwicklungskonzept, das in Zusammenarbeit mit städtischen Institutionen und der Bürgerschaft erarbeitet wird) saniert. Das Döle, das seit 1922 Domizil

der Hetzfelder Flößerzunft ist, war erst Wachhaus und diente ab 1795 der Stadthebamme als Wohnung.

Zwischen 1876 und 1904 errichtete der Verschönerungsverein Würzburg e.V. auf dem Steinberg im Norden der Stadt das Bismarckwäldchen, in dem sich die Morelli-Bank, eine steinerne, halbrunde Ruhebänk mit Inschrift und Bildschmuck, und der Bismarckturm, ein Turmbauwerk aus Muschelkalkstein, befinden. Die historische Grünanlage ist seit 1943 als Naturdenkmal ausgewiesen, aber leider etwas zu Unrecht in Vergessenheit geraten, aus der Joachim G. Raftopoulos sie in einer 60minütigen Führung ab 10 Uhr wieder entziehen will.

Prof. Matthias Staschull widmet sich in zwei 50minütigen Führungen um 10.30 Uhr und um 11.30 Uhr den beiden Künstlerhäusern von Curd Lessig und Helmut Weber von 1961/62. Die Atelierhäuser befinden sich auf der Sieboldshöhe und dokumentieren die jüngere Baukultur Würzburgs, siehe den ausführlichen Bericht von Matthias Staschull, Zwei Würzburger Künstlerhäuser, Ein Blick in den Abtsleitenweg auf der Sieboldshöhe, in: **nummer** 162/2022, S. 27 - 31.

Ebenfalls jüngerem Datums ist das „Denkmal der Deutschen Einheit“, das 1990 von dem Ochsenfurter Steinmetz Otmar Kleindienst geschaffen wurde. Bernd Höland, der das Denkmal erworben hatte, macht in zweistündigem Rhythmus ab 10 Uhr vier Führungen zu seiner Geschichte, das seit 1993 an der Brücke der Deutschen Einheit in der Mainaustraße steht.

Der Architekt Friedrich Staib hatte sich schon vor -zig Jahren, als 18jähriger geschworen, das Würzburger Weinbergshäuschen, das am südlichen Ortseingang von Würzburg, an der B 13 nach Randersacker steht, zu „retten“. Seitdem kämpfen er und Gleichgesinnte gegen den Verfall des Häuschens an. Es wurde 1896 im Stil der Gründerzeit erbaut und ist das älteste, urkundlich bestätigte Denkmal. Es hatte früher ein Sattel- und Walmdach und ein Glockentürmchen und innen einen Raum wie eine Weinstube mit Holzvertäfelung und Bemalung. Die verschwunden geglaubte Ausstattung sei wieder aufgetaucht, erzählte Staib, der ab 10 Uhr bis 16 Uhr, jeweils zur vollen Stunde eine jeweils 60minütige Führung anbietet. (Siehe auch den Artikel zum Weinbergshäuschen: Viviane Bogumil, Gemeinsam Denkmale erhalten, Würzburg und sein Weinbergshäuschen, in: **nummer** 115/2016, S. 27 - 29). ¶

Vom kurzen Rock zur Entschleierung

Die neue BBK-Sommerausstellung

Text und Fotos: Frank Kupke

In der diesjährigen Sommerausstellung des Berufsverbandes Bildender Künstlerinnen und Künstler (BBK) Unterfranken im rechten Flügel des Würzburger Kulturspeichers sind 43 ausgewählte Werke Kunstschaffender zu sehen. Der Ausstellung kommt erhebliche Bedeutung zu, wenn man sich einen Überblick über aktuelle Tendenzen der bildenden Kunst in der Region verschaffen möchte. Sowohl formal wie auch inhaltlich repräsentieren die Werke eine große Bandbreite. Es gibt Malerei, Graphik, Skulptur, Videokunst und Installation. Und wenn man die Anordnung der Kunstwerke in dem an und für sich wunderbar schlichten Galerieraum bewußt wahrnimmt, dann gibt es hier auch Architektur zu rezipieren.

In diesem Zusammenhang fällt auf, daß die Kunstwerke ganz schön eng aufgestellt und gehängt wurden. Daß die Kunstwerke trotzdem ihre Kraft entfalten können, spricht zum einen für die gelungene Präsentation, zum



Maneis Tehrani: „Die Unbeugsame“ (2023)

anderen für die hohe Qualität der Kunstwerke. Und obwohl die Werke unterschiedlicher kaum sein könnten, gibt es nichtsdestotrotz klar erkennbare Grundzüge in den ausgestellten Werken. Denn zunächst einmal überwiegt bei einem Großteil von ihnen ein ironischer bis sarkastischer Gehalt. Prototypisch ist hier die knallbunte Skulptur „Klaa Paris“ von Hagga Bühler aus Hafenslohr (Lkr. Main-Spessart). „Klaa Paris“ steht mundartlich für „Klein Paris“, wie der Frankfurter Stadtteil Heddernheim auch genannt wird, der eine Hochburg der Fastnacht ist. Mit einer Art Dreispitz, einem Uniformoberteil, kurzem Faltenrock, nackten Beinen, Stiefeletten und Blechblasinstrument scheint die leicht frivole, naturalistische Frauenfigur in der Tat dem Fasching entsprungen zu sein. Zugleich erinnert sie an Cheerleader-Mädchen, auch wenn hier die Pompons fehlen, zudem erinnert sie an die Popart-Frauen auf den Bildern eines Richard Lindner. Doch was bei Lindner noch Provokation war, ist hier bei Bühler bloßer Spaß. Das gilt in gewisser Weise auch für einen weiteren Blickfang der Ausstellung, die Installation „Betonplatten-Blue“ von Magnus P. Kuhn. Der Würzburger kombiniert einen Betonmischer mit einem Plattenspieler, bei dem die Nadel des Tonabnehmers auf einer runden Betonplatte liegt. Mittels eines Schalters läßt sich die ganze Apparatur in Bewegung versetzen, und das Kratzen der Nadel auf dem Beton wird über Verstärker in die Lautsprecher übertragen, das akustische Ergebnis ist dementsprechend. Das kann natürlich als Kritik an der Musikkulturindustrie verstanden werden, aber der Spaßfaktor überwiegt auch hier eindeutig.

Das ist dann aber bei der Installation „Die 7 Tage, nachdem Gott die Welt erschuf“ von Gabriele Kunkel definitiv nicht der Fall. Offensichtlich vor dem Hintergrund des Ukrainekrieges stellt die Würzburger Künstlerin mit bitter-ironischen Videosequenzen, die auf einer Art entsakralisiertem Altar aus Knochenscheiben, Holz und Stacheldraht präsentiert werden, die seit dem Erdbeben von Lissabon und erst recht seit Auschwitz noch weitaus virulentere sogenannte Theodizee-Frage, also, vereinfacht gesagt, die Frage, wie ein allmächtiger, lieber Gott all das Böse in der Welt zulassen könne. Das Kunstwerk ist gut gemeint, ist dann aber doch viel zu sehr technizistisch kunstvoll überladen, als daß man die Ernsthaftigkeit des Fragens wirklich glauben könnte. Das ist dann schon ganz anders beim Bild „Die

Wolfgang Kuhfuss: „Farbraum III“ (2020)



Unbeugsame“ des aus dem Iran stammenden Höchberger Malers und Graphikers Maneis Tehrani. Das Bild ist ein in unglaublicher Virtuosität auf Leinwand gebannter Frauenakt in Erdtönen auf hellem Grund. In gleichsam klassischer Renaissance-Torsion befindet sich dieser Akt. Aus der Dynamik heraus leuchten oben die Augen türkis aus einem Antlitz, dessen Besitzerin sich einen vage angedeuteten Schleier vom Haupt zu reißen scheint. Die Bewegungsmotive sind enorm vielgestaltig. Umso stärker wirkt deren Kontrast zu den wie oberhalb des Knies amputiert wirkenden Oberschenkeln. Natürlich kann das als ein höchst kunstvoller Aufschrei gegen das Mullah-Regime im Iran gelesen werden. Es kann aber auch in gnostischer Tradition – der Künstler nennt sich ganz bewußt nach dem Begründer des Manichäismus – als ein Kampf und Sieg des Geistes über die Materie verstanden werden. Die Ambivalenz muß man als Betrachter hier genauso aushalten wie in der bezaubernden und trotz des kleinen

Formats kraftvollen abstrakten Arbeit „Farbraum III“ von Wolfgang Kuhfuss aus Nüdlingen (Lkr. Bad Kissingen). Zwischen diesem streng komponierten Werk, dessen Farben, Linien und Flächen mit äußerster Sensibilität gesetzt wurden, und einigen ziemlich krampfhaft und gewollt lustigen figurativen Arbeiten spannt sich der Bogen dieser bemerkenswerten Ausstellung, deren Besuch sich für alle lohnt, die von Kunst nicht optischen Genuß oder sozialmoralische Erbauung verlangen, sondern künstlerische Wahrhaftigkeit. ¶

Bis 27. August



Hagga Bühler: „Klaa Paris“ (2023)



Drucker werden entsprechend eines jahrhundertealten Zunftbrauches am Ende ihrer Lehre gegautscht. Bevor es jedoch richtig naß wird, wird der Gautschling abgeschreckt. Übrigens nicht immer.

Drucker gautschen Journalisten vereidigen.

Wenn wir unsere Welt noch retten wollen, brauchen wir stabile moralische Schranken

Text und Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

Allzu besorgt um ihre berufliche Zukunft scheinen Unterfrankens Media professionals nicht zu sein. Jedenfalls suchte nur eine überschaubare Anzahl circa 30 von ihnen (allerdings oft nahe der Verrentung) Ende Juli in einem soliden Würzburger Weinlokal Zuflucht; dabei hatte sogar der eigene Berufsverband (BJV) geradezu panic-stricken „Rette sich, wer kann“ in die Redaktionsstuben gerufen. Aber vielleicht schreckte es auch einfach ab, an einem solchem Ort zu Silvaner und Jahrgangscola mit dem Rechtsanwalt Chan-jo Jun über „die Auswirkungen der künstlichen Intelligenz auf den Journalismus“ zu sprechen. Egal, es gab dann doch nichts zu fürchten. Der „gutaussiehende“ (Selbstbeschreibung), u. a. durch den Künst-Prozeß weithin bekannte Advokat wollte ganz offensichtlich nicht wehtun. Und das ist ihm gelungen.

Das Thema wurde eher vertraulich, verbandsintern oder irgendwie individualrechtlich behandelt. So oder so brauchte man nicht unbedingt nachhaltig enttäuscht sein. Obwohl ... obwohl es einer Runde gestandener Journalisten selbst in der Provinz besser angestanden hätte, die kleinbürgerliche Bange, um die eigene Existenz hinter die Sorge ums Gemeinwohl anzustellen. Zumal sich inzwischen herumgesprachen haben dürfte, daß die Mediapolis, um den englischen Medienwissenschaftler Roger Silverstone sinngemäß zu bemühen, zwar ein globales und kosmopolitisches Phänomen ist, das sich aber lokal konstituiert, nämlich als moralischen Raum, in dem sich nach Ansicht eigentlich aller maßgeblichen Fachleute, die Zukunft der Menschheit entscheidet. „Politik, Ökonomie, Diplomatie und Kriegsführung sowie die Herausbildung von Lebensstilen und die tägliche Lebensführung, vormalig autonome und nicht auf Medien oder überhaupt eine öffentliche Kommunikation angewiesene Bereiche, lassen sich heute nicht mehr ohne Medien bewältigen.“ (Roger Silverstone, Mediapolis. Die Moral der Massenmedien. Frankfurt am Main 2008)

Putins Krieg ist gefährlicher als die KI

Nur werden die Medien neuerdings durch die KI (in Begleitung der Menschen, die sie gebrauchen) völlig undurchschaubar und vor allem auch politisch unbe-

herrschbar. Waren noch 2006 für Silverstone mediale Vermittlungsvorgänge natürlich auch schon „komplexe, widersprüchliche und stets umkämpfte Praktiken“, aber eben nachvollziehbare Praktiken, d. h. „Produkte des Denkens, Urteilens und Handelns von Menschen“, Werkzeuge für jede wie auch immer gestörte, zwischenmenschliche Kommunikation (oder ihr Scheitern), handelt es sich ab sofort um abstrakte Prozesse, deren Aufmarsch von im Endeffekt immer noch Nullen und Einsen, selbst von ihren Dompteuren bzw. Prompteuren nicht mehr en detail verstanden wird. Der in Oxford den Weltuntergang lehrende, schwedische Philosoph Nick Bostrom hat die möglichen und nach seiner Ansicht nicht mehr allzu fernen Szenarien in diesen Tagen (spiegel-online am 28.7.2023) lebhaft ausgemalt. Er geht davon aus, daß ein vor allem vertikales Ansammeln von historischen Daten, von Hunderten Milliarden von Parametern nicht einfach einen leblosen Haufen (Sand?) ergibt. Diese Daten könnten auf geheimnisvolle (durch Blitzschlag?) Weise interagieren, das Denken anfangen und für uns gefährlich werden könnten. Selbst wenn wir sie darauf trainiert hätten, freundlich zu den Menschen zu sein, könnte sich hinter einer Maske der Shoggoth verbergen, ein scheußliches, uns feindlich gesonnenes Monster wie es etwa in H.P. Lovecrafts Cthulhu-Mythos vorkommt. Um derartiges wirklich auszuschließen, müßten die KI-Labore den Rüstungswettlauf zur Superintelligenz beenden und zusammenarbeiten.

Zwei Tage später vermeldet ergänzend dazu die Süddeutsche Zeitung, die KI von ChatGPT sei offenbar noch schlauer als gedacht und, laut Taylor Webb (University of California), nun auch in der Lage, Analogieschlüsse zu ziehen; was man bislang nur den Menschen zugetraut hatte; ... und was von anderen Forschern allerdings sogleich entschieden zurückgewiesen wurde. Die schnell als irrational apostrophierte Angst davor, die künstliche Intelligenz (KI) könne ein Selbstbewußtsein (Singularität) ausbilden und drohen, die Menschheit auszurotten, wie bereits 1970 in dem Science-Fiction-Film „Colossus“ oder 1984 im „Terminator“, scheint gleichwohl gegenwärtig um ein Vielfaches weniger wahrscheinlich als ein von Putin ausgelöster Atomkrieg. Nach wie vor ist es aber ratsam, nicht über jedes hingehaltene Stöckchen zu springen.



Der Gautschling wird vom Gautschmeister und seinen Gesellen gepackt und in einen Botfich getaucht.

Auch der Rechtsanwalt beschwichtigt und verweist darauf, daß ja selbst die abenteuerlichsten Prophezeiungen etwa aus den 1950er Jahren, denen zufolge wir heute bereits mit atomgetriebenen Vehikeln die Verkehrsstrecken – er hat sich natürlich sozialverträglicher ausgedrückt – aufhäufen müßten, offensichtlich nicht eingetreten seien. Es geschieht zwar durchaus radioaktiv (Antenne Bayern), aber weiterhin mit konventionellen Treibstoffen. Man darf ruhig weitere Beispiele suchen – allerdings eben immer eingedenk der Tatsache, daß vor allem die guten und erfreulichen eher selten eintreten.

Die KI zielt von Anbeginn auf Täuschung

Im Sinne von Chan-jo Jun sollte der Verweis auf die Prophezeiungen wohl auf jeden Fall heißen, man sollte vor ChatGPT, Midjourney usw. keine Angst haben. Die KI werde zwar nicht mehr aus der Welt verschwinden. Aber: Sie eigne sich etwa im Journalismus vor allem für einfache Meldungen, die mit etwas Übung jedem Volontär gelängen. (Worauf man sich aber nicht verlassen sollte, wie oben schon angeführt.) Die KI werde schnell perfekter werden, aber darin sieht Jun eine große Chance für Anwender. „Lernen Sie die KI kennen und staunen Sie!“ Die KI biete immer da eine echte Erleichterung, wo noch ein Mensch draufschaut, so Jun sinngemäß. Das klingt jedoch nur wie ein Widerspruch zu den Warnungen vor der KI etwa seitens von Sam Altman, einem der Erfinder von ChatGPT, oder dem KI-Pionier Geoffrey Hinton; oder eben Nick Bostrom. Tatsächlich aber konvergieren Empfehlungen und Warnungen marktstrategisch perfekt. Während letztere dafür sorgen, daß auch wirklich jeder große oder kleine Redaktionsbote dieses mächtige Instrument nutzen will, deutet die Empfehlung, wenn auch leiser, zumindest an, wozu sie gut sein soll. Wer jetzt den Umgang mit KI erlerne, sei in der Zukunft klar im Vorteil. „Machen Sie sich die Maschine schneller zunutze als Ihr Kollege“, rät der Rechtsanwalt. (Das klingt wie ein Werbeslogan der US-Waffenlobby.) Man könnte nun ganz zaghafte darauf verweisen, daß doch spätestens seit dem Turing-Test aus dem Jahre 1950, mit dem regelmäßig die KI ihren Vorsprung zum menschlichen Geist unter Beweis stellen sollte, einer der vornehmsten Zwecke der KI – neben ihrer militärischen Zielsetzung – die Täuschung immer war – und wohl immer sein wird. (Ganz boshafte könnte man Erfolge in der medizinischen Forschung beinahe als gern in Kauf genommene Kollateralschäden bezeichnen.)

KI wird die Wahrheit zerstören

Entsprechend ist auch gegenwärtig für viele an einem der Wahrhaftigkeit verpflichteten Journalismus oder sagen wir: an einer demokratischen Gesellschaft (ganz im Sinne von Jürgen Habermas) interessierte Zeitge-

nossen, das Generieren von fotorealistischen Bildern beinahe noch beunruhigender, als die von einem Algorithmus errechnete Lyrik im Stile von Markus Lanz; wohl wissend, daß dieser halluzinieren könnte. (Künstliche) Dummheit bzw. Verblödung (Adrian Kreye / SZ) und Fake News liegen eher in unserem Erwartungshorizont als Bilder von Ereignissen, die gar nicht stattfanden. Selbst wenn man weiß, daß auch Bilder schon immer manipuliert und gefälscht wurden, war die Fotografie bis jetzt im öffentlichen Bewußtsein eine Art Wahrheitsgarant. Nur: „KI wird die Wahrheit zerstören.“ So der US-Soziologe Amitai Etzioni im Spiegel-Gespräch.

Wie es scheint, ist dies die tatsächlich angemessene Angst vor der künstlichen Intelligenz, zumal allen klar ist, daß die Marktkräfte weder ausreichen, die Wahrheit durchzusetzen noch sie zu bewahren. Und der Rechtsanwalt weiß das auch. Worin sonst läge der Sinn für die Forderung, nicht zuletzt an die Politik, die KI rechtlich einzuhegen, allerdings „niederschwellig, eher unterhalb des Strafrechts“, wie Jun betont. Davon abgesehen, daß Regeln für die KI noch schwieriger zu installieren sein dürften als für die Sozialen Medien, geht es hier doch nicht um Plattformen. Für Sandra Wachter, Professorin für Technologie an der Universität Oxford, gibt es drei Bereiche, in denen beim Einsatz von KI immer regelbedürftige Probleme entstehen. So gebe es immer ein Datenschutzproblem, weil der Algorithmus der KI nur funktioniert, wenn er von (unseren) Daten „lernen“ könne. Genau dieses Problem ist jedoch laut Sascha Lobo (spiegel-online 12.7.23) nur schwer zu lösen, weil dafür zu entscheiden wäre, worin eine (schützenswerte) kreative Leistung überhaupt bestünde. Von unterschiedlichen Rechtsauffassungen etwa zwischen den USA und Europa oder Deutschland ganz abgesehen. Es gebe zweitens ein Diskriminierungs- bzw. Bias-Problem, weil die KI oft mit historischen Daten gefüttert werde, die mit Vorurteilen und Ungerechtigkeiten belastet seien. Drittens sei der Algorithmus eine Blackbox (was auch Bostrom betont), in die niemand hineinschauen könne, niemand erkennen könne, wie die KI zu ihren Entscheidungen gelange. Hinzu kommt laut Sandra Wachter das allerentscheidendste Problem: „Wenn die KI schon am Markt ist, ist es zu spät.“ (Manager Magazin / 24.5.23)

Wissenschaftlich fundiertes Nichtwissen

Womit, auch wenn kein Zweifel daran besteht, daß Regeln geboten wären, zu fragen ist, ob Regeln, Vorschriften, Gesetze wie beispielsweise der Artificial Intelligence Act (bisher 85 Artikel), mit dem „künftig“ (?) die Entwicklung von künstlicher Intelligenz in der EU reguliert werden soll, wirklich die Mittel der Wahl sein sollten. Das wird bezweifelt. Es kann hier nur laienhaft die Beobachtung wiederge-



Findet das Gautschen an einem heißen Sommertag statt, kann man verstehen, wenn auch Mediengestalter oder Papiermacher gerne gegautscht werden würden.

geben werden, die Öffentlichkeit empfinde in vielen Fällen jedes Mehr an Regeln und Bestimmungen und sog. Verbesserungen als wunderbare Voraussetzung für mehr Verwirrung, Chaos, Ungerechtigkeit und schließlich sogar für Übertretungen, Mißbrauch, Täuschung, Betrug. Vielleicht ließe sich das damit erklären, daß seit den 1990er Jahren in den Sozialwissenschaften offensichtlich festgestellt wird, daß in immer komplexer werdenden Wissensgesellschaften die Bemühungen, die unternommen werden, Unbekanntes in Bekanntes, Uneindeutiges in Eindeutiges, Unbestimmtes in Bestimmtes zu verwandeln und es damit möglich zu machen, alle Dinge „durch Berechnen beherrschen“ (siehe Peter Wehling: *Im Schatten des Wissens? Konstanz 2006*) zu können, Ungewißheit zu überwinden, selbst dazu führen, daß diese Phänomene in neuer Form wiederkehren – und dies nicht unbedingt in wissenschaftlich geordneten Bahnen.

Der amerikanische Wissenschaftsphilosoph Jerome Ravetz spricht von „science-based-ignorance“, und er meint: „Mit jedem Akt der wissenschaftlichen Wissensgenerierung öffnet sich die Schere des Nichtwissens. (...) Auf der einen Seite stellt sich Reflexivität erst ein vermittels des Nichtwissens, das entsteht, weil wir immer deutlicher sehen, wie die Bäume des Wissens in den Himmel wachsen; auf der anderen Seite ist das Reflexivwerden selbst Ursache für die ungebremste Ausweitung des Nichtwissens (...).“ (Gerhard Gamm *Lette 76 / 2007*) Für Sandra Wachter, die zur Ethik von KI und Big Data forscht, ist klar, daß (wohl auch wegen des Nichtwissens) Regeln gezielt auf die Anwendungsbereiche (auf jeden einzelnen) der KI abgestimmt sein müssen, um zu funktionieren. Für Personalwesen andere als für den Strafvollzug, für Darlehensgewährung andere als für Versicherungskonditionen oder eben – um zum eigentlichen Thema zurückzukehren – für den Journalisten und den Fotografen.

Fake ist Meineid

Auf Zensur sollen und dürfen selbst durch KI erzwungene Regeln im Journalismus und vor allem in der Pressefotografie nicht hinauslaufen. Allerdings auf leere Versprechen, allgemein gehaltene Selbstverpflichtungen von Agenturen oder Presseverlagen auch nicht. Anlässlich der Einführung der Digitalfotografie Ende der 1990er Jahre wurden, soweit erinnerlich, den dpa-Fotografen eine Reihe von Bildbearbeitungen untersagt bzw. sie wurden angehalten, Bilder, die diesen Standards nicht entsprachen, als „MFoto“ (M für manipuliert) zu bezeichnen. Was sich in der Praxis jedoch nicht bewährte, da sich die eigentlich inkriminierten Verfahren aufgrund ihrer einfachen Handhabung und ihren „erfreulichen“ Ergebnissen schleichend trotzdem durchsetzten. Inzwischen ist das Anwenden z. B. einer HDR-Software, was vor einigen Jahren noch als

Manipulation (extreme Tonwertkorrektur) galt, allgemein üblich. HDR (High Dynamic Range) beschreibt eine Technologie, die Details in besonders hellen oder sehr dunklen Bildbereichen (Binnenkontrast / stärkerer Schärfeeindruck) hervorhebt. HDR kann Bilder „natürlicher“ und lebendig wirken lassen – selbst bei einem höheren Kontrastumfang. Nur gelegentlich werden selbst gravierendere, unstatthafte Retuschen irgendwie geahndet, so sie überhaupt entdeckt werden.

Das Dilemma besteht nun darin, daß die seit Jahren virulente Glaubwürdigkeitskrise unserer Medien in Bild und Wort durch die KI geradezu befeuert wird. Wer der „Lügenpresse“ ohnehin nicht mehr glauben möchte, kann sich voller Schadenfreude im irrationalen Sumpf suhlen, während jeder, der noch immer auf die Wahrfähigkeit der Medien vertraut oder zumindest darauf hofft, regelrecht konstitutionell weiter verunsichert wird. Andererseits verfügten wir ohne die Medien nicht über ein – und sei es unser je eigenes – Bild der Welt. Selbst wenn „dieses Bild“ noch nie die Wirklichkeit korrekt, fair, gerecht oder auch „nur“ menschlich wiedergegeben haben sollte, könnten wir den jetzigen Moment, in dem uns, wie kaum jemals zuvor, genau das deutlich wird, zu einer Art neuen Anfang erklären. Nicht um dieses Bild zu vereinheitlichen, auf Linie zu bringen, sondern um es auf der Basis wechselseitiger Versprechen wenigstens stabiler zu rahmen. Der gesellschaftlichen Bedeutung der Medien entsprechend, und die war nie so allumfassend wie heute, muß der Journalismus moralisch in Verantwortung genommen werden.

Wie es für Ärzte den hippokratischen Eid (oder zumindest das Genfer Gelöbnis) gibt, wie Entsprechendes, wenn auch bisher erfolglos, für die Wissenschaften überhaupt, seit einigen Jahren etwa von Hannah Frey, Mathematikerin am University College in London, auch ganz speziell für die IT-Forschung gefordert wird, sollte für den Journalismus eine moralische Hürde aufgestellt werden. Journalisten (und dazu sollten auch Influencer, Facebook – bis hin zu TikTok-Junkies gerechnet werden) sollten, bevor sie den Beruf ergreifen, ihre Tätigkeit ausüben dürfen, sich symbolisch wirksam, auf Wahrhaftigkeit einschwören lassen. Nachweisliches Zuwiderhandeln sollte u. U. sogar schwer bestraft werden können, schließlich sind Falschnachrichten, Fake News, die, wie wir inzwischen alle wissen, oft schweren Schaden für das gesellschaftliche Leben anrichten können, nichts anderes als Meineide.

Wenn wir jetzt angesichts von ChatGPT, Midjourney (aber natürlich auch der Sozialen Medien), überhaupt der Möglichkeiten der KI, nicht begreifen, daß wir dabei sind, unsere Welt gänzlich zum Tollhaus zu machen, brauchen wir wirklich nur noch zu warten, bis jemand den Schalter umlegt. ¶



Von Olaf Taeuberhahns Brunnen sind nur noch Reste der Gußformen übrig.

Das Myzel der Gewalttätigkeit

Anmerkungen über unser Versagen im Umgang mit Kunst und Kultur

Text und Foto: Ulrich Karl Pfannschmidt

In das Jahr 2023 fällt ein Jubiläum, das niemand feiern will, viele am liebsten vergessen würden. Vor 90 Jahren, am 10. Mai 1933 fand auf dem Opernplatz in Berlin die erste Bücherverbrennung statt. Die Hitlerjugend, die SA und die Deutsche Studentenschaft hatten schon Wochen vorher begonnen, Bücher zu sammeln, deren Inhalte sie für verwerflich und deren Verfasser für minderwertig hielten. An dem Tag werfen sie ihre Beute spontan unter Jubeln und Grölen auf den Scheiterhaufen. In 18 Hochschulstädten flammen danach die Feuer auf. Der organisierte Stumpfsinn gefeiert zum ersten Mal.

Kaum vier Jahre später zeigt er sich erneut. Am 19. Juli 1937 eröffnet die erste Ausstellung „Entartete Kunst“ in München. Auch sie wandert, jeweils leicht verändert, durch die deutschen Städte. Aus dem Bund alter Elite und jungem Pöbel sprießen Barbarei und Gewalt. Erst gegen Dinge, dann gegen Menschen. Wer gehofft hat, der Untergang des Dritten Reiches habe auch den barbarischen Ungeist mitgerissen, hat sich getäuscht. Terror und Gewalt stehen in der RAF der 70er Jahre wieder auf. Die zehn NSU-Morde zwischen 1998 und 2011 zeigen, daß linke oder rechte Vorzeichen nichts bedeuten. Der Wille zur Vernichtung und Zerstörung ist gemeinsam. Der Mord am Regierungspräsidenten Walter Lübcke aus Kassel am 1. Juni 2019 beweist die Kontinuität der Bereitschaft zur Gewalt.

Heute, neun Jahrzehnte nach 1933, ziehen wieder Schüler und Studenten durch Städte und Museen, kleistern Kartoffelbrei an Bilder oder kleben sich an ihren Rahmen fest. Immer sind die Täter von einem höheren Auftrag erfüllt, der ihr Handeln legitimiert. Immer schwebt ein Heiligenschein um ihre Köpfe, auch wenn er bei Klimaklebern nur eine Wolke aus Lösungsmitteln ist. Jeder Frevel wird gerechtfertigt durch den Rollentausch von Täter und Opfer.

Das Myzel, aus dem die bösen Pilze sprießen, lebt. Es lebt nicht nur, es gedeiht sogar prächtig, gedüngt von Populisten, die Angst und Neid einer unmündigen Gesellschaft schüren und damit reiche Ernten einfahren. Ein fruchtbarer Boden für miese Geschäfte. Hinter jedem Zeloten steht ein ehrenwerter Geschäftsmann, der ihn finanziert. An Biedermännern, die Konflikte schönreden, beruhigen, versöhnen wollen, mangelt es ebenso wenig. Es braucht nicht immer die großen Schlachten, um gesellschaftliche Verhältnisse zu offenbaren. Manchmal können auch kleine Taten die Banalität

des Bösen demonstrieren. Woran unsere Gesellschaft krankt, zeigt 2018 die Affäre der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin.

Eine Gruppe militanter Feministen meutert, weil sie ein Gedicht Eugen Gomringers von 1951 an der Fassade der Schule für sexistisch hält. Sie drängt die Leitung der Fachhochschule ultimativ, es zu entfernen. Die Leitung kapituliert vor dem Druck der Sittenwächter. Der Terror siegt. Das Gedicht wird übermalt und der ehrenwerte Rektor Bettig preist die Säuberung als Sieg von Demokratie und Poesie. Die Künstlerbeauftragte der Stadt Berlin, Elfriede Müller, nennt das Gedicht veraltet und undemokratisch zustandegekommen. Die Trägerin eines Poesiepreises der Schule von 2017, Barbara Köhler, schlägt als Ersatz ganz uneigennützig ihr eigenes Gedicht vor. Texte werden zukünftig demokratisch unter Beteiligung der Studenten gewählt. Weil Gomringers Gedicht, das erste seiner Art der Konkreten Poesie und damit bereits Teil der Literaturgeschichte, besonders aber, weil es so außerordentlich schön ist, soll es hier noch einmal zitiert werden:

*avenidas
avenidas y flores*

*flores
flores y mujeres*

*avenidas
avenidas y mujeres*

*avenidas y flores y mujeres y
un admirador*

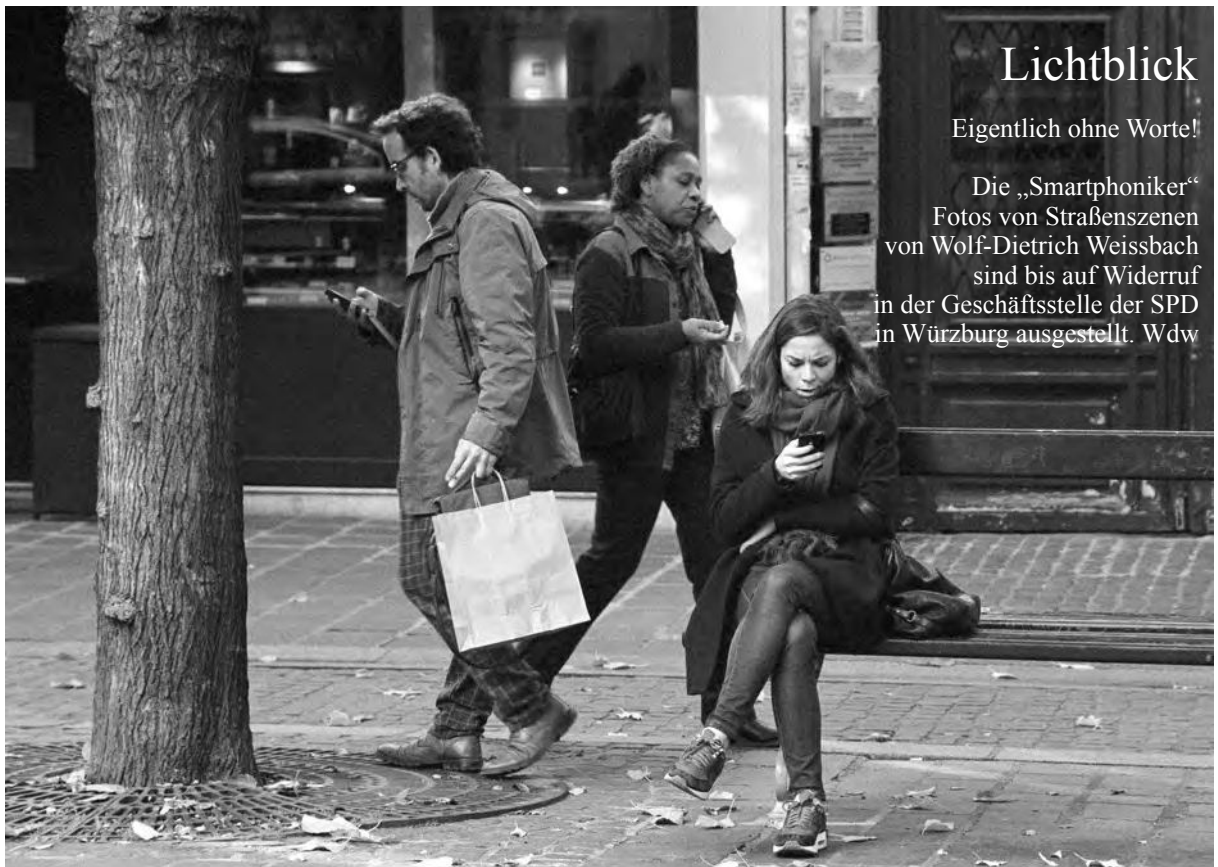
Die Alice-Salomon-Schule vergibt alljährlich einen Poesie-Preis. Der Lehrplan der sogenannten Fachhochschule in Berlin-Hellersdorf umfaßt Soziale Arbeit, Gesundheit, Erziehung und Bildung. Die Webseite ist extra in leichter Sprache geschrieben. Honi soit qui mal y pense. Wenn solch ein Institut Hochschule genannt wird, mit Angebot Erziehung und Bildung, brauchen wir über Kultur nicht mehr sprechen. Zu fragen, wer denn Barbara Köhler und Elfriede Müller sind, erübrigt sich. In feministischer Sicht sind sie sauber und hauptsächlich tot. Über Tote soll man nichts Schlechtes reden. Ein Gedicht von Eugen Gomringer jedenfalls hat die Schule nicht verdient. Die Gewalt

muß nicht immer von militanten Gruppen ausgehen. Im bayerischen, genauer im unterfränkischen Alzenau ist man schon ein Stück weiter. Hier genügt es, wenn der Direktor des Spessart-Gymnasiums plötzlich erkennt, ein Brunnen, der seit dem Neubau der Schule, also Jahrzehnte lang in erfreulicher Weise den Hof der Schule schmückt und kühlt, spritze die Schüler naß, sei seit den 70er Jahren defekt und um die Jahrtausendwende durch Vandalismus beschädigt. Eine Schule, die sich öffentlich als umweltbewußt darstellt, will sich eines Kunstwerks entledigen, das Wasser als Lebensstoff zelebriert. Terror von Schülern oder Eltern braucht es nicht. Mißfallen, pädagogisches Versagen allein genügen, um ein einmaliges, für den besonderen Ort geschaffenes Kunstwerk zu diffamieren und seine Abschaffung zu verlangen. Der Künstler, der das Werk geschaffen hat, ist 1998 mit dem Kulturpreis des Bezirks Unterfranken ausgezeichnet worden.

Das so unendlich weit von München entfernte Landratsamt Aschaffenburg würde natürlich niemals das Postulat der Bayerischen Verfassung, der Freistaat sei ein Kulturstaat, mißachten. Das Amt kennt es nur nicht und gibt dem Wunsch des Direktors nach, ohne über eine Reparatur nachzudenken und beseitigt das Kunst-

werk. Ganz wohl ist den Verantwortlichen im Landratsamt bei der Aktion anscheinend nicht. Sie wird stickum durchgeführt und nicht fotografisch dokumentiert. Heute kann das Ereignis nur ungefähr datiert werden. Das Werk des nicht unbedeutenden Künstlers Olaf Taeuberhahn aus Gambach bei Karlstadt wird verschrottet, Gußeisen mit immerhin 2,5 Tonnen kein Leichtgewicht, eigentlich ewig haltbar. Die damals Verantwortlichen sind nicht mehr im Amt, die Nachfolger wissen nichts. Ein sauberes Amt: keine Akten, kein Gedächtnis, keine Haltung! Das Schweigen ist so peinlich wie die geheimnisvolle Vernichtung eines Kunstwerks.

Soweit es um Veruntreuung von öffentlichem Vermögen geht, können wir sicher sein, daß die Kosten des Abbruchs wie der Erlös des Verkaufs, ordentlich verbucht worden sind. Die Buchhaltung war bei der Vernichtung von Menschen und Sachen in Deutschland immer vorbildlich. Warum aber soll man Amtspersonen und Lehrer respektieren, die keinen Respekt vor Kunst und Menschen vorleben? Auf Einsicht warten wir vergebens. Die Gewalttätigkeit hat sich in unsere Gesellschaft hineingefressen. Sie ist endemisch geworden. ¶



Lichtblick

Eigentlich ohne Worte!

Die „Smartphoniker“
Fotos von Straßenszenen
von Wolf-Dietrich Weissbach
sind bis auf Widerruf
in der Geschäftsstelle der SPD
in Würzburg ausgestellt. Wdw

Kultur matters....

Kultur ist nicht alles, aber ohne Kultur ist alles nichts!

Kultur = Voraussetzung für eine offene und zukunftsfähige Gesellschaft

Kultur = Vielfalt und Verschiedenheit

Kultur = mehr Unterstützung von freier Szene und Kulturinitiativen durch Kulturfonds
Freistaat und Kulturstiftung Bezirk

Kultur = Posthalle (2.0.) als Kreativquartier für Konzert, Club, Veranstaltungen mit
Proberäumen und Ateliers

Kultur = Kunst in der Schule und Schulen für die Kunst

Kultur = Kultur für Alle ohne finanzielle, soziale und räumliche Barrieren

Kultur = Bessere Förderung der Sing- und Musikschulen und Jugendkunstschulen

Kultur = Staatstheater nicht nur in München! Bessere Förderung für Mainfrankens
kommunale Kulturinstitutionen, damit nicht auf Kosten der Kultur gespart wird.

Kultur = Fairer Lohn für künstlerische Arbeit durch Basishonorare

Kultur = Zusammenwirken von Kunst, Demokratiebildung und Erinnerungskultur

Lebendige Kulturregion Mainfranken!

Am 8. Oktober mit beiden Stimmen SPD wählen!



ALEXANDER KOLBOW
Landtagskandidat
Liste 5, Platz 5

LORE KOERBER-BECKER
Bezirkstagskandidatin
Liste 5, Platz 5

VOLKMAR HALBLEIB
Landtagskandidat
Liste 5, Platz 1

EVA MARIA LINSENBREDER
Bezirkstagskandidatin
Liste 5, Platz 1

„Mozart verschlüsselt“ temporäre Skulptur von Akimo im Würzburger Hofgarten



Sensationelle 94 Prozent

Ein Resümee zum Mozartfest 2023 in Würzburg

Von Renate Freyeisen

Das Mozartfest 2023 war wie schon in den Vorjahren ein viel beachtetes gesellschaftliches und musikalisches „Event“ für Würzburg. Das belegt die sensationell hohe Auslastung von 94 Prozent. So langsam gewöhnt sich auch das hiesige Publikum an die verschiedenen Spielorte und die teilweise ungewohnten Formate und Darbietungsformen. Ein „Muß“ sind für die „wichtigen“ Leute der Stadt- und der Staatsempfang, aber die Garderobe war dabei schon mal exquisiter und eleganter. Mittlerweile ver-

zieht man Turnschuhe und legere Klamotten. Die Karten aber kann sich für den Kaisersaal nicht unbedingt jeder leisten. Immerhin sind sie bezahlbar für den Weißen Saal, und es gibt auch sehr engagierte Aktionen, um weniger Musikaffinen die festliche Angelegenheit in der Residenz schmackhaft zu machen, etwa das Generationen-Tandem, wo Silver-Ager, also Ältere, Junge aus der Generation Z ins Konzert einladen. Genau so lockte das Pop-Up-Angebot mitten in der Stadt am Marktplatz mit kostenlosen kleinen Konzerten, Vorträ-

gen oder Aufführungen zu zwanglosen Begegnungen, und in Gesprächskonzerten fanden sich stets viele Interessierte ein. Auch der „Blaue Eumel“ und der Mozarttag trugen das Festival in die Stadtgesellschaft.

Die Öffnung nach „innen“ vollzog sich für ausgewählte Musizierende und wenige Musikliebhaber beim Mozart-Labor in Himmelspforten. Dort in der Zellerau, in der Stille des Klosterareals, konnten Entwicklungen der Musikpraxis verfolgt und/oder neue Talente erprobt werden, dieses Jahr geleitet von der wunderbaren Geigerin Tianwa Yang, dem Cellisten Ivan Turkaji und der Pianistin Ragna Schirmer. Letztere, nach eigener Aussage eine bekennende Musikpädagogin mit einer speziellen „Ader“ für junge Menschen, war dieses Jahr *artiste étoile* beim Mozartfest, und sie war immer präsent, spielte neunmal bei diversen Auftritten nicht nur in der Residenz, sondern auch beim „Triadischen Ballett“ nach Oskar Schlemmer im Würzburger Kulturspeicher als Marionetten-Theater die Klavierstücke, die der Bauhaus-Künstler dafür vorgesehen hatte; weil für diesen begehrten Programmpunkt viele keine Karten mehr bekommen hatten, soll das Ganze nächstes Jahr wiederholt werden.

Die Mozartfest-Intendantin Evelyn Meining schreckte auch nicht vor dem Wagnis zurück, eine völlig unbekannte Oper, eine Vorgängerin von Mozarts berühmter „Zauberflöte“, nämlich das Singspiel „Der Stein der Weisen“ oder die „Zauberinsel“ von Emanuel Schikaneder, konzertant aufführen zu lassen, trotz äußerst verworrener Handlung und wenig verständlichen deutschen Texten, aber mit schöner Musik von Mozart selbst und seinen Freunden, gekonnt zusammengefügt als unterhaltsames Pasticcio. Nach einer sehr witzigen Einführung im Toskanasaal genoß das Publikum vor allem die effektvolle, gefällige Musik der Hofkapelle München und die hervorragend gesungenen Chöre der Klangverwaltung; bei den Solisten gefielen vor allem der ausdrucksvolle Tenor von Daniel Behle und der klare Sopran von Leonor Amaral als tragisch verliebtes „hohes“ Paar und das natürlich-heitere Paar des lebendig gestaltenden Baritons Jonas Müller und seiner Sopran-Partnerin Elena Harsány, Vorgänger-Gestalten von Tamino/Pamina und Papageno/Papagena aus der „Zauberflöte“. Nur schade, daß bei dieser konzertanten Darbietung alle recht alltäglich-bieder ohne die erklärende Theatralik auftreten mußten. Dadurch zog sich das Ganze in die Länge.

Daß der Kaisersaal sich akustisch nicht unbedingt für großes Orchester eignet, bewies wieder einmal mehr das Philharmonische Orchester Würzburg unter Enrico Calessio. Da klang bei den Liedern von Richard Strauss und Alban Berg vieles zu laut, zu unsensibel, zu wenig farbig differenziert. Das ist bei einer Sängerin von

Weltgeltung wie Marlis Petersen um so mehr zu bedauern, weil die lyrischen Feinheiten dieses strahlend klaren Soprans vom Orchester fast zugedeckt wurden; immerhin faszinierten die brillanten Höhen und die vollendete Poesie der Gestaltung. Wie ein Liederabend begeistern kann, erlebte das Publikum beim Konzert mit der wunderbaren Sopranistin Christiane Karg und der phänomenalen Harfenistin Anneleen Lenaerts. Die flirrend schwebenden Klänge der Harfe und die farbenreiche Stimme der Sängerin vereinten sich zu einem seelenvollen, atmosphärischen Zauber bei Liedern von Debussy, Respighi und Strauss.

Wie mitreißend Kammerorchester spielen können, zeigte sich schon beim Eröffnungskonzert mit dem jungen Ostrobothnian Chamber Orchestra aus Finnland mit der Pianistin Ragna Schirmer, feinsinnig im permanenten Fluß, spannungsgeladen. Noch packender musizierte das äußerst spielfreudige Ensemble Il Pomo d'Oro, derzeit international viel beachtet, bei einem vor innerer Energie sprühenden Mozart-Programm zusammen mit dem jungen russischen Geiger Aylen Pritchin voller vibrierendem Schwung. Dagegen merkt man dem renommierten, exzellenten Kammerorchester Basel die bestens aufeinander eingespielte Routine ein wenig an; im Mittelpunkt aber stand der bejubelte Countertenor Franco Fagioli aus Italien, der hier alle großen Arien, die Mozart einst für Kastraten geschrieben hatte, mit bewundernswerter Virtuosität und delikate gestalteten Höhen bravourös sang. Das imponierte nicht nur wegen des Stimmglanzes und forderte minutenlangen Beifall vom überraschten Publikum.

Den Musikkennern aber waren die vielen Kammermusik-Programme gerade recht, und auch ungewöhnliche Instrumentenkombinationen, etwa von vier Saxophonen, auch mit Akkordeon in Gut Wöllried oder Tuba mit Violine im Golfclub machten neugierig. Zu Wein und kulinarischen Genüssen lockten nicht nur klassische Klänge in diverse Weinkeller oder zu Residenz-Galas. Überall in der Stadt und im Umland, bei Nachtmusik und Serenaden, war das Mozartfest vier Wochen lang präsent.

Nur in der örtlichen Berichterstattung fanden sich im Vergleich zum Hafensommer wenige Artikel darüber. Begründung: Das liest ja keiner. Da denkt man nur noch ans junge Publikum, nicht an die treuen Abonnenten. So schafft sich das Print-Medium auf Dauer wohl freiwillig ab. Hoffentlich nicht ... ¶

✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✂

Der japanische Geomikrobiologe **Fumio Inagaki** erhält in diesem Jahr den **Philipp Franz von Siebold-Preis der Bundesrepublik Deutschland**. Wolfgang Klein-Langner von der Siebold-Wissenschaftsstiftung informierte die **nummer** über diese Nachricht der Alexander-von-Humboldt-Stiftung in Bonn, die seit Jahren den Philipp Franz von Siebold-Preis der Bundesrepublik Deutschland verwaltet.

Fumio Inagaki untersucht den Angaben zufolge, in welcher Beziehung geochemische Prozesse und mikrobielle Gemeinschaften im Meeresuntergrund stehen. Im Rahmen des Siebold-Preises plant Fumio Inagaki demnach eine weitere Zusammenarbeit mit der Universität Bremen, und zwar mit dem Zentrum für Marine Umweltwissenschaften (Marum). Der Forschungspreis wurde laut Humboldt-Stiftung 1978 vom damaligen deutschen Bundespräsidenten Walter Scheel anlässlich eines Staatsbesuches in Japan gestiftet. Er wird jährlich an eine japanische Wissenschaftlerin oder einen japanischen Wissenschaftler für besondere Verdienste um ein besseres gegenseitiges Verständnis von Kultur und Gesellschaft in Deutschland und Japan verliehen. Die Auszeichnung ist mit 50 000 Euro dotiert.

Abgesehen vom Geist der Völkerverständigung, für den der Namensgeber des Preises, der in Würzburg geborene Mediziner, Natur- und Japanforscher und Philipp Franz von Siebold (1796-1866) steht, gibt es keinen direkten organisatorischen Zusammenhang zwischen Siebold-Preis und Siebold-Wissenschaftsstiftung sowie Siebold-Gesellschaft. Wie Wolfgang Klein-Langner berichtet, sind einige der früheren Preisträger dem wissenschaftlichen Beirat der Siebold-Wissenschaftsstiftung beziehungsweise als Mitglieder der Siebold-Gesellschaft seit vielen Jahren verbunden. „Und natürlich freuen wir uns, daß der Preis Siebolds Namen trägt“, so Klein-Langner.

[kup]

Die überragende Bedeutung des in Aschaffenburg geborenen expressionistischen Künstlers **Ernst Ludwig Kirchner** kann man an seinem Geburtsort an den Plakaten seiner vielen Ausstellungen verfolgen, beginnend 1910 in Dresden, über Zürich, Davos, Amsterdam bis Wien und in vielen deutschen Städten bis heute.

Dicht an dicht hängen die **Plakate aus einer Aschaffener Privatsammlung im Kirchnerhaus**, auch Buchillustrationen und einige Originaldrucke sind hier zu entdecken. Bekannte Motive seiner „Brücke“-Kollegen, darunter auch das mit Pechstein entworfene Plakat für das MUIM-Institut als Werbung für eine moderne, aber letztlich gescheiterte Malschule 1911 sind zu

sehen, und die Themen Kirchners, die Frauen-Bilder, die Akt-Darstellungen, die Badenden, Cabaret, Tanz, Zirkus, Tod, Katzen, das Leben in den Davoser Alpen, die Deutschlandreisen, die Großstadt Berlin und viele bekannte Motive tauchen auf den Plakaten immer wieder auf, ermöglichen also sozusagen aus zweiter Hand eine Wiederbegegnung mit dem Expressionisten Kirchner.

„**Kirchner im Plakat**“, Kirchnerhaus Museum Aschaffenburg, Ludwigstraße 19, bis 17. 9.

[frey]

Dr. Stevie Schmiedel, Genderforscherin, Autorin und Gründerin von Pinkstinks, wird am 25. September 2023, 19 Uhr, in der **Würzburger Stadtbücherei** lesen und zur Diskussion anregen über „**Feminismus heute – Warum uns ein bisschen Genderwahn gut tut**“. Pinkstinks ist eine feministische Bildungsorganisation, die mit Kampagnen für Sexismus in unserer Gesellschaft sensibilisieren will. Schmiedels Buch „Jedem Zauber wohnt ein radikaler Anfang inne“ möchte zeigen, wie moderner Feminismus aussieht, in dem man Fragen stellen und Debatten zulassen darf.

Zu Lesung und Diskussion laden ein: Gleichstellungsstelle der Stadt Würzburg, Arbeitsgemeinschaft Würzburger Frauen und Frauenorganisationen, Akademie Frankenwarte Würzburg, Stadtbücherei Würzburg.

Anmeldung: VeranstaltungGleichstellung@stadt.wuerzburg.de Anmeldeschluß: 20. September 2023. Eintritt 5.- €.

[sum]

Der **5. Druckgrafikmarkt der BBK-Druckwerkstatt im Künstlerhaus** findet am Sonntag, den 3.12.2023 wieder im Foyer des Museums im Kulturspeicher statt. Ausstellungszeit ist von 11-18 Uhr. Der Eintritt ist frei. Kontakt: kuenstlerhaus@bbk-unterfranken.de

[sum]



nummerli

Geschafft! Zeichnung: Akimo

ROSA FAIA
BEAUTYFULL

Wäsche & Mode hautnah!



Schmalzmarkt 5 · Würzburg
0931-5 23 04

waeschegraf@t-online.de
www.waeschegraf.de

Wir führen BHs in den
Größen 65 - 110,
Cup A - K



A black and white photograph of a museum gallery. On the left, a large marble statue of a woman in a long, draped dress stands in a doorway. To the right, a group of marble sculptures, including a muscular male figure and a reclining figure, are displayed. The lighting is dramatic, highlighting the textures of the marble.

Kultur lebendig erleben

ab 26. März 2023

Knauf-Museum Iphofen

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 17 Uhr, Tel. 09323/31-528 oder Tel. 09323/31-0, Fax 09323/5022

www.knauf-museum.de